





Goethes Hermann und Dorothea.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Erste Abtheilung:

Erläuterungen zu Goethes Werken.

1.

Hermann und Dorothea.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

Goethes

Hermann und Dorothea.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Sechste, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.

Dem

glücklich geeinigten

deutschen Volke

seien

die Erläuterungen

seines größten Dichters

wiederholt

in treuer, ernster Liebe

dargebracht.

Den 22. März 1890.



Inhalt.



I. Entstehung.*)

Zwei der edelsten und bedeutungsvollsten Meisterwerke unseres Volkes treten gerade am Ende des achtzehnten Jahrhunderts als die ersten großartigen Erzeugnisse des einzigen Dichterbundes hervor, in welchem sich die Schöpfungs- und Bildungskraft unserer neuern Dichtung wunderbar gipfeln sollte, das eingeborene Epos deutscher Nation, welches in der bescheidensten Form das Wesen des deutschen Bürgers mit hinreißender Wahrheit und tief inniger Erfassung darstellt, und das Riesendrama Wallenstein, in welchem Schillers Geist sich zuerst zur dramatischen Höhe emporrang, auf welcher er nach manchen tief gehaltvollen Schöpfungen den einst von Goethe zur

*) Vgl. Hermann Schreyer „Goethes Arbeit an Hermann und Dorothea" im Goethe-Jahrbuch X, 196—211. Der Verfasser hat nicht bloß die seit unserer fünften Auflage (1886) eröffneten Tagebücher Goethes von 1796 und 1797 zum erstenmal gründlich benutzt, sondern auch aus der ihm gestatteten Einsicht der ältesten vorhandenen Handschrift des Gedichtes einzelne bedeutende Mittheilungen gemacht. Die Angabe aller Abweichungen der Handschrift vom ersten Drucke ist der weimarischen Ausgabe von Hermann und Dorothea vorbehalten. Dem Verfasser sind die nicht unwichtigen Aeußerungen Goethes in den Briefen an Voigt entgangen. Auch hat er seine Ergebnisse, die größtentheils auf offener Hand lagen, nicht zu einer anschaulichen Schilderung der Entstehung des Gedichtes verwerthet.

epischen Dichtung auserkorenen Tell und die Befreiung der schweizer Urkantone in einem von reichem dichterischen Leben durchwehten Volksschauspiele feierte. Hatte Goethe schon als aufblühender Jüngling sich des falschen Bardenwesens und der teutonischen Deutschheit, welche, ungeschlacht und von wilder Freiheit berauscht, nach Hermanns Urwäldern zurückkehrte, mit gesundem Sinn entschlagen, dann aber in seinem Götz ein echtes Abbild deutscher Treue in ergreifenden Zügen hingestellt, so sollte der durch Erfahrung gereifte, zu höchster Kunsteinsicht gediehene Mann, nachdem er seinen großen, deutsches Leben wiederspiegelnden Roman geschaffen, in dem den Namen unseres deutschen Urhelden nicht verleugnenden Epos den häuslichen Bürgersinn des deutschen Volkes, im Gegensatz zu den wildwogenden Stürmen des verderbenschwanger Deutschland überschwemmenden, die Welt unselig verwirrenden, ganz auf äußern Schein gestellten Franzosenthums, zu lebendiger Anschauung bringen.

Den rohen Stein, welchen Goethe zu einem der strahlendsten Juwelen unserer Dichtung umschuf, entdeckte er wohl kurz vor der Verbindung mit Schiller, in dem Jahre 1793 oder 1794, als er sich eben nach Stoffen zu kleinen, meist den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten einverleibten Erzählungen umsah; wenigstens führt er unser Gedicht nicht unter den Stoffen an, mit denen er sich lange Jahre getragen habe. Die durch die französische Umwälzung in ihm aufgeregten Arbeiten hatte er eben abgeschlossen oder zur Seite gelegt; den Unterhaltungen sollte die Abwendung von der Politik zum dichterischen Rahmen dienen, obgleich er eben dadurch veranlaßt war, in der Einleitung die politischen Ansichten sich scharf gegeneinander

aussprechen zu lassen. Als geschichtliche Quelle unserer Dichtung wurde bereits im Jahre 1809 (im „Morgenblatt“ Nr. 138) die Geschichte der Wanderung der am Ende des Jahres 1731 aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Lutheraner vermuthet. Wir geben die betreffende Erzählung in der Fassung, welche sie in G. G. G. Göckings „Vollkommener Emigrationsgeschichte der aus dem Erzbisthum Salzburg vertriebenen Lutheraner“ (Frankfurt und Leipzig 1734) erhalten hat, ohne verbürgen zu wollen, daß nicht eine frühere Darstellung unserm Dichter vorgelegen; denn die Geschichte findet sich bereits in einer Flugschrift vom Jahre 1732, welche die Aufnahme der vertriebenen Salzburger in der Stadt Gera darstellt (die Vorrede ist vom 12. Mai 1732), woraus sie in mehrere auf die Salzburger bezügliche Schriften mit geringen Veränderungen überging. So ward sie in die zu Leipzig noch in demselben Jahre erschienene „Ausführliche Historie derer Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbißthum Salzburg“, unter der Ueberschrift: „Wunderbare Heyrath“, aufgenommen. Göcking erzählt sie in dem Abschnitte: „Von den Spuren der göttlichen Vorsehung“, in sehr roher Weise: „So nahm man auch die wunderbare Führung Gottes an einer Saltzburgischen Dirne wahr, die der Religion wegen Vater und Mutter verlassen hatte, und auf der Reyse so wunderbarlich verheyrathet ward. Dieses Mädgen zog mit ihren Landes-Leuten fort, ohne zu wissen, wie es ihr ergehen, oder wo sie Gott hinführen würde. Als sie nun durch das Oettingische reyseten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl*) zu

*) Ein Ort Altmühl (in der ursprünglichen Erzählung heißt Altmühl eine Stadt) ist im Oettingischen gar nicht aufzufinden: von einem nördlich davon sich hinziehenden Flusse dieses Namens waren ein Ritterkanton und ein Kreis benannt.

ihr, und fragte sie, wie es ihr im dasigen Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: Herr, gantz wohl. Er fuhr fort: Ob sie denn bey seinem Vater wohl dienen wolte? sie antwortete: Gar gerne! sie wolte treu und fleißig seyn, wenn er sie in seine Dienste annehmen wolte. Darauf erzählte sie ihm alle Bauer-Arbeit, die sie verstünde. Sie könne das Vieh futtern, die Kühe melcken, das Feld bestellen, Heu machen, und dergleichen mehr verrichten. Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn offt angemahnet, daß er doch heyrathen möchte; wozu er sich aber vorher nie entschliessen können. Da aber besagte Emigranten da durchzogen, und er dieses Mädgen ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so offt zum heyrathen angespornet, und entdeckete ihm dabey, daß er sich nunmehro eine Braut ausgesucht hätte. Er bäte, der Vater möchte ihm nun erlauben, daß er dieselbe nehmen dürffte. Der Vater frug ihn, wer dieselbe sey? Er gab ihm zur Antwort: Es sey eine Saltzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele. Wolte ihm nun der Vater nicht erlauben, daß er dieselbe heyrathen dürfte; so würde er auch niemals heyrathen. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem herzugeholten Prediger sich lange vergeblich bemühet hatte, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber endlich doch zugegeben*);

Nach der ursprünglichen Erzählung erkundigt sich der Bürgerssohn zuerst bei den andern Ausgewanderten nach des Mädchens Aufführung und Familie; als er hört, daß sie von guten, redlichen Leuten sei und sich jederzeit wohl verhalten, nur ihrer Religion wegen jetzt ihre Eltern verlassen habe, theilt er dem Vater seine Absicht mit; erst darauf spricht er das Mädchen an.

*) In der ersten Darstellung der Geschichte, auch in der „Ausführlichen Historie", heißt es: „Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne als auch der

so stellete dieser seinem Vater die Saltzburgerin dar. Das Mädgen aber wußte von nichts anders, als daß man sie zu einer Dienst-Magd verlangete. Und deßwegen ging sie auch mit dem jungen Menschen nach dem Hause seines Vaters. Der Vater hingegen stund in den Gedanken, als hätte der Sohn der Saltzburgerin sein Hertz schon eröffnet. Daher fragte er sie: Wie ihr denn sein Sohn gefiele, und ob sie ihn denn wohl heyrathen wolte? Weil sie nun davon nichts wußte, so meynete sie, man suchte sie zu äffen. Sie fieng darauf an: Man solte sie nur nicht foppen! zu einer Magd hätte man sie verlangt, und zu dem Ende wäre sie seinem Sohne nachgegangen. Wolte man sie nun dazu annehmen, so wolte sie allen Fleiß und Treue beweisen und ihr Brodt schon verdienen. Foppen aber liesse sie sich nicht. Der Vater blieb dabey, daß es sein Ernst wäre, und der Sohn entdeckete ihr auch darauf die wahre Ursache, warum er sie mit nach seines Vaters Hause geführet, nemlich: Er habe ein hertzliches Verlangen, sie zu heyrathen. Das Mädchen sahe ihn darauf an, stund ein klein wenig stille und sagte endlich: Wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wolte, so wäre sie es auch zufrieden, und so wolte sie ihn halten, wie ihr Auge im Kopffe. Der Sohn reichte ihr hierauf ein Ehe-Pfand: Sie aber griff so fort in den Busen, zog einen Beutel heraus, darinn zweihundert Ducaten stacken, und sagte: Sie wolte ihm hie mit auch einen Mahl-Schatz geben. Folglich war die Verlobung richtig. Hat man wohl nicht Ursache bei solchen Umständen voller Verwunderung auszuruffen: Herr, wie gar unbegreiflich sind deine Gerichte, und wie unerforschlich

Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung gaben."

deine Wege?“ In demselben Abschnitte findet sich die von Goethe benutzte Geschichte vom Umsturz eines bepackten Wagens: auf diesem befand sich eine Frau mit zwei Kindern, von denen das eine noch in der Wiege lag; alle fielen glücklich, da die Tonnen und Fässer weit über sie weg flogen, was unser Gedicht I, 137 bis 143 richtiger gerade umgekehrt darstellt.

Goethe, dem die Angabe in dem von ihm gelesenen „Morgenblatt“ nicht entgangen sein kann, schweigt in seinen Werken ganz über die Entlehnung des Stoffes. Doch nahm er einen Aufsatz von R**pf (Rumpf) „Woher hats der Dichter?“ im Jahre 1824 in seine Hefte „Ueber Kunst und Alterthum“ (IV, 3) auf, worin es heißt, man habe den ersten Keim von unserm Gedichte in einer Nachricht von den salzburger Emigranten aufgefunden. Riemer, des Dichters vieljähriger Vertrauter, zeigt sich freilich, bei seiner Abneigung gegen solcherlei Nachweisungen des Stoffes, die auch Goethe selbst meist widerwärtig waren, wenig geneigt, die Geschichte der Salzburgerin als Quelle anzuerkennen: allein die Uebereinstimmung in den Hauptpunkten und Einzelheiten ist zu überraschend, als daß sie zufällig sein könnte. Und weshalb sollte man sich gegen eine solche Nachweisung sträuben, welche das Verdienst des Dichters erst in sein volles Licht stellt! Wie vortrefflich hat dieser es zu begründen gewußt, daß Hermann es nicht wagt, Dorotheen von seiner Liebe zu sprechen, ihr nur stockend und stotternd den Antrag macht, bei seinem Vater in Dienst zu treten! Wie herrlich hat er das durch den Pfarrer absichtlich nicht gelöste, sondern bestätigte Mißverständniß benutzt, um jener das Geständniß ihrer Liebe zu entlocken! Wie erscheinen alle Verhältnisse aus ihrer Gemeinheit erhoben, wie hat alles und jedes sein eigenthümliches bewegtes Dasein gewonnen,

erscheint als Glied eines ausgebildeten Ganzen! Wie unvergleichlich sind die ganz erfundenen Gestalten der Mutter, des Apothekers, des Richters und des so erschütternd aus der Vergangenheit hineinragenden ersten Bräutigams ins Leben gesetzt! Welch einen bedeutsamen Hintergrund hat die Dichtung durch die französische Umwälzung gewonnen, die in ihren schrecklichen Folgen nicht weniger als in der glühenden Begeisterung, womit sie einst die Welt ergriffen hatte, gewaltig an uns herantritt! Und endlich das deutsche Bürgerleben vom Pfarrer bis zum Wirthe und zum dürren Philister, ist es nicht des Dichters eigenste, aus dem Leben herausgegriffene, im Zauberspiegel der Einbildungskraft verklärte Schöpfung!

Dürften wir Böttiger vollen Glauben schenken, der gerade von der Entstehung unseres Gedichtes gut unterrichtet sein konnte, so hätte Goethe die Geschichte im Jahre 1794 gefunden und sie zunächst dramatisch behandeln wollen, wobei wir nur an ein idyllisches Drama in der Art von Jery und Bätely denken dürften. Aber seine Mittheilungen sind durchweg mehr oder weniger unzuverlässig. Möglich ist es, daß sich Goethe schon damals mit diesem Stoffe trug, aber eine dramatische Bearbeitung hätte er in dieser Zeit nur für die Bühne in Aussicht nehmen können, für die ihm der Stoff weniger geeignet scheinen mußte, wofür er ihn auch später hielt, als Töpfers Bearbeitung seines Gedichts vor ihm lag. Auch nahm seit dem Frühjahr 1794 die ihn schon längst drückende Vollendung von Wilhelm Meisters Lehrjahren seine ganze dichterische Schöpfungskraft in Anspruch. Kaum hatte er den Anfang des Romans zum Drucke abgeschickt, als das folgenreiche Verhältniß zu Schiller seine dichterische Thätigkeit und Neigung verschlang. Neben diesem

zogen ihn die lyrischen Beiträge zu Schillers Musenalmanach an. Diese nahmen im Mai 1796 einen höhern Schwung mit der Elegie Alexis und Dora, einer Verklärung der wunderbaren Leidenschaft eines Jünglings, der in dem Augenblick, als er eine weite Seereise zu unternehmen im Begriff steht, von unwiderstehlicher Liebe zu dem Mädchen ergriffen wird, neben welchem er so viele Jahre ruhig hingegangen war. Die mit freudigstem Beifall aufgenommene Elegie mußte ihm die Geschichte von der Salzburgerin wieder vor die Seele rufen, in welcher, gerade im Gegensatze zu jenen beiden Liebenden, deren Häuser nur zwanzig Schritte voneinander entfernt lagen, der junge Bürgerssohn beim ersten Anblick des durch ein seltsames Schicksal ihm aus weiter Ferne urplötzlich erschienenen Mädchens von innigster Neigung hingerissen und zu dem Entschluß getrieben wird, diese als Braut heimzuführen, oder auf immer dem ehelichen Glück zu entsagen. So begann er denn den seit Jahren gehegten Stoff in einer Reihe von Idyllen darzustellen; lag ja ein ähnlicher Versuch in der erst im Mai 1795 vollständig erschienenen Luise von Voß vor, einem „ländlichen Gedicht in drei Idyllen".

Man hat zu behaupten gewagt (und Goethes eigene Aeußerungen, besonders die in seiner Weise gegen sich selbst ungerechte Erhebung des vossischen Gedichts in der Elegie Hermann und Dorothea und ein angeblich in einem Gespräche mit Böttiger gefallenes Wort, haben einer solchen Ansicht nicht geringen Vorschub geleistet), ohne die Luise hätten wir keinen Hermann, ja Uebelwollende entblödeten sich nicht, den verleumderischen Satz aufzustellen, nur der Ruhm, den Vossens Luise davongetragen, habe den Dichter angespornt, sie in einem bürgerlichen Epos zu

überbieten. Goethe kannte diese Idyllen schon seit mehr als zehn Jahren, da die zweite bereits im Herbste 1782 in Vossens Musenalmanach, die erste als Luise ein Jahr später ebendaselbst, die dritte unter demselben Namen im November 1784 in Wielands Deutschem Merkur gedruckt war. Besonders letztere liebte er ungemein und trug sie gern vor, aber nichts lag ihm ferner als mit dieser wetteifern zu wollen. Als Voß im Juni 1794 nach Weimar kam, zeigte sich Goethe ihm äußerst freundlich, doch kam damals seine Ilias, nicht Luise zum Vortrag. Im folgenden Jahre übersandte Voß ihm das vervollständigte, neu durchgearbeitete Gedicht, das Goethe weniger gefiel als seine frühere natürlichere Fassung. So wenig Alexis und Dora, die Goethe zuerst irrig als Idylle bezeichnete, zum Wettkampf mit Vossens übrigen Idyllen bestimmt war, so wenig sollte Hermann mit Luisen um den Preis ringen, obgleich Voß selbst, durch Goethes und Schillers übertriebenes Lob aufgeregt, von einer solchen empfindlichen Auslegung nicht weit entfernt gewesen zu sein scheint. Seinem begeisterten Lobpreiser, dem guten alten Gleim schrieb er: „Die zur Vorrede (von Hermann und Dorothea) bestimmt gewesene Elegie beweist hinlänglich, daß es ihm (Goethe) Ernst war, etwas, wo nicht Homerisches, doch Homeridisches aufzustellen, um auch diesen Kranz des Apollo zu gewinnen. Ich werde mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geist uns Deutschen ein vollendetes Kunstwerk gewährt, und nicht ängstlich nach meiner Luise mich umsehn. Aber eben so ehrlich denke ich für mich, und sage es Ihnen: Luise ist sie nicht.“ Wie es in Goethes Natur lag, einen überkommenen, ihn zu dichterischer Wiedergeburt drängenden Stoff oft Jahre lang mit sich herumzutragen, bis die entsprechende Form

und Fassung sich ihm von selbst aufdrangen, so war es auch mit Hermann. Da die zu Alexis und Dora gewählte Form diesem Gegenstande gemäß schien, versuchte er den Stoff zu mehrern Idyllen sich zurecht zu legen; doch bald mußte er bemerken, daß er, sollte das Gedicht zu vollem Leben gedeihen, diesem einen tiefern Gehalt und einen bedeutsamen Hintergrund geben müsse, den die gewaltig einschneidenden Zeitereignisse ihm so nahe legten. Hermann und Dorothea erscheint in Darstellung und Ausführung, selbst in Behandlung des Versmaßes, als das gerade Gegentheil des vossischen Gedichtes, das nur insofern auf Goethe eingewirkt haben kann, als die genauere Betrachtung ihn dessen Mangel an wahrhaft dichterischer Durchdringung lebhaft empfinden ließ und ihn auf die zu vermeidenden Klippen mahnend hinwies. Mochte auch Vossens Luise ihn früher in ihrer Art lebhaft angesprochen haben, so konnte er sie doch nach seiner in Italien gewonnenen reinern und höhern Kunsteinsicht unmöglich für mustergültig halten. Dies mochte ihn auch mit abhalten, bei seinem Besuche Jacobis zu Pempelfort im November 1792 die früher so geliebte dritte Idylle, wie man von ihm gewünscht hatte, vorzutragen. Am wenigsten war es ihm möglich, die ängstliche Kleinmalerei und den oft fast wie Parodie klingenden homerischen Pomp zum Muster seines das Leben aus lauterstem Quell schöpfenden Gedichtes zu nehmen. Selbst die vossischen Verse, nicht bloß in der Luise, auch in seinen Uebersetzungen konnte er, wie eindringlich er sich auch damit beschäftigt hatte, in dieser Weise nicht benutzen, wenn sie ihn auch auf manche glückliche Beobachtungen führten. Freilich dankte er dem Dichter am 1. Juli 1796 in allerfreundlichster Weise für die vervollständigte Ausgabe. Es sei ihm, schrieb er,

als wenn Voß eine seiner eigenen ältesten Freundinnen ausgestattet und versorgt hätte. „Ich habe besonders die dritte Idylle, seitdem sie im Merkur stand, so oft vorgelesen und rezitirt, daß ich sie mir ganz zu eigen gemacht habe, und so wie das Werk jetzt zusammen steht, ist es ebenso national als eigen reizend. Das deutsche Wesen nimmt sich darin zu seinem größten Vortheil aus.“ Aber er wollte eben mit Voß, dessen Reizbarkeit er kannte, „gute persönliche Verhältnisse“ erhalten, und so unterdrückte er jede Hindeutung, wie manches die neue Bearbeitung verdorben habe.

Die Grundlinien des Gedichtes wurden schon anfangs Juli 1796 gezogen. Gegen Schiller, den er am 7. Juni in Jena verlassen hatte, äußerte er einen Monat später*), nachdem er der unendlichen Arbeit an Wilhelm Meister gedacht hat: „Ich werde . . . mich künftig nur an kleinere Arbeiten halten, nur den reinsten Stoff wählen, um in der Form wenigstens alles thun zu können, was meine Kräfte vermögen. Außer Hero und Leander [von dieser beabsichtigten Ballade wußte Schiller] habe ich eine bürgerliche Idylle im Sinne, weil ich doch so etwas auch muß gemacht haben.“ Der Freund wußte demnach noch nichts von diesem Plane und Goethe unterließ auch in seiner Weise jede nähere Mittheilung. Wenn er eine bürgerliche Idylle, die aber nur Hermann und Dorothea gewesen sein kann, im Sinne hatte, so muß ihm im allgemeinen die Art der Ausführung schon vorgeschwebt, er sich die dichterische Fabel bereits gebildet gehabt haben, von einem noch ganz dunkeln Bilde würde er Schiller keine Meldung gethan haben.**) Unterdessen wollten die Franzosen auch

*) In dem abgesandten Briefe fehlt diese Stelle. Vgl. Vollmer I, 359 f.

**) Schreyer hat demnach sehr unrecht, wenn er a. a. O. S. 200 meine

Thüringen, dem sie immer näher rückten, in den ungeheuren Strudel ziehen. „Die politischen Dinge, denen ich so gern immer auswich", schrieb Schiller um diese Zeit, „rücken einem doch nachgerade sehr zu Leibe." Goethe selbst äußerte Ende Juli: „Das französische Ungewitter streift noch immer jenseit des thüringer Waldes hin; wir wollen das Gebirge, das uns sonst die kalten Winde schickt, künftig als eine Gottheit verehren, wenn es diesmal die Eigenschaften einer Wetterscheide hat." Vom Rhein und vom Main flüchtete alles. Goethe erhielt davon durch seine Mutter, die in dem von den Franzosen eingenommenen Frankfurt muthig Stand hielt, auch durch manche Flüchtlinge, nähere Kunde, ja er wurde zur innigsten Theilnahme veranlaßt. Der am 13. August zu Erlangen vom ganzen obersächsischen Kreise geschlossene Neutralitätsvertrag schien Thüringen einstweilen zu sichern, obgleich Goethe wohl erkannte, das Beste hänge nicht von Muth und Gewalt, sondern von höhern Verhältnissen ab. Er entledigte sich unterdessen der Last, welche ihm das letzte Buch seines *Wilhelm Meister* aufgelegt hatte. So ganz erleichtert, begab er sich am 18. August nach Jena, wo er bis zum Oktober in innigstem Verkehr mit Schiller verweilte. Hier bezog er wieder die beiden vordern Zimmer auf dem ersten Stock des alten Schlosses.

Angabe, schon anfangs Juli seien die Grundlinien gezogen worden, für unhaltbar erklärt. Ein so bestimmtes Zeugniß kann man dadurch nicht verschwinden machen, daß man ihm eine *andere Aeußerung* entgegenstellt, *der man eine falsche Beziehung gibt*. Wenn Goethe am 2. August gegen Schiller bemerkt, er sehe jetzt keine Arbeit vor sich, die ihn erheben und beleben könnte, so hatten augenblicklich die traurigen politischen Verhältnisse, die auch seine Reise nach Italien durchkreuzten, alle dichterischen Pläne zurückgedrängt, er hatte sich in naturwissenschaftliche Beobachtungen geflüchtet; selbst die letzte Arbeit an *Wilhelm Meister*, dessen Schluß er dem Verleger liefern mußte, stockte damals.

Zunächst wurde hier die Reinschrift des letzten Buches von Wilhelm Meister besorgt, die am 26. zum Drucke abging. Sehr große Unzufriedenheit erregte ihm damals das Theater, von dessen Leitung er gern zurückgetreten wäre, aber der Herzog wollte ihn nicht davon befreien, worüber es zu einer Mißstimmung kam, die auch durch seinen am 1. September in Weimar gemachten Besuch nicht gehoben wurde. Trotz seiner andauernden Verstimmung über den Herzog und der traurigen Nachrichten, die er von seiner durch die Franzosen mißhandelten Vaterstadt erhielt, griff er endlich die ihm so lange im Sinne liegende Dichtung an. Am 9. fühlte er, wie das Tagebuch berichtet, „einen neuen Antrieb zur großen Idylle". Denselben Tag schrieb er seinem vertrauten Freunde und Amtsgenossen Voigt, durch den er von den politischen Zuständen immer rasch berichtet wurde: „Die Abgesondertheit, in der ich hier lebe, setzt mich in sehr gute Stimmung und macht mir die Ausführung von gewissen Arbeiten möglich, die mir sonst sehr entfernt, ja unmöglich schienen, und da übrigens die Welt völlig ohne mich ihren wilden und ruhigen Gang geht und gehen kann, so erfreue ich mich desto mehr meines abgesonderten Zustandes." Am 13. meldet er demselben Freunde, die gute Nachricht, die er vorgestern über Frankfurt erhalten, das wieder von den Kaiserlichen besetzt worden, habe er zu einer Arbeit verwendet, die dereinst auch ihm vielleicht einiges Vergnügen machen solle. Am 11. hatte er, wie das Tagebuch berichtet, das Gedicht „zu versifiziren begonnen", und unausgesetzt arbeitete er bis zum 19. in den Morgenstunden daran fort; er führte die vier ersten Gesänge fast zu Ende, die den jetzigen sechs ersten entsprachen, da der dritte den spätern dritten und vierten, der vierte den fünften und sechsten umfaßte. Zuerst ward der

zweite gedichtet, der Hermanns Erzählung, des Vaters Erklärung, wie er sich seine Schwiegertochter wünsche, und seinen Aerger über den Sohn enthält, der dadurch aus dem Zimmer getrieben wird, also die Ausführung des Zwiespaltes zwischen Vater und Sohn gibt. Diesen zweiten Gesang vollendete der Dichter am 13., sprang dann auf den vierten, den jetzigen fünften und sechsten, über, der größtentheils am 16. fertig wurde. Der zweite Theil, das jetzige sechste Buch, scheint noch nicht ganz ausgeführt gewesen zu sein, wohl manche Lücke enthalten zu haben, wie man daraus schließen kann, daß Goethe, als er Ende Dezember Böttiger das Vollendete vorlas, dort abbrach, wo die Freunde sich von Hermann trennen (V, 183), also vor dem jetzigen sechsten Gesange. Am 17. dichtete er „die zweite Hälfte des dritten Gesanges", den jetzigen vierten, mit dem herrlichen Gespräch zwischen Mutter und Sohn unter dem Birnbaum. Als er dieses am Abend bei Schiller vorlas, fühlte er sich von tiefster Herzensbewegung unter hervorquellenden Thränen ganz hingerissen. „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen", äußerte er am Schlusse, indem er sich die Augen trocknete. Schillers Gattin zählte die Abende, wo Goethe das am Tage Vollendete bei ihnen vorlas, zu den schönsten ihres Lebens. Dieser zeigte sich dabei ebenso tief und freudig ergriffen als wahrhaft bescheiden, wie es jede vollbegeisterte, den Gott in sich fühlende Dichterseele sein muß. Aus vollem Herzen flossen ihm diese vorher durch und durch gedachten Gesänge mit frischester Leichtigkeit; aus seiner ergriffenen Stimmung und der leuchtenden Klarheit der reinen Kunstform, aber auch aus dem verständniß-vollen Beifall der Freunde schöpfte er den begeisternden Muth zur Fortsetzung. Schiller gestand später, daß Goethes frei sich ergehende Mittheilungen über seine Absichten ihn in das Innere

der Kunst geführt. Die erste Hälfte des dritten Gesanges, den jetzigen kurzen dritten, des Vaters Rede über den Mangel seines Sohnes an der ihm selbst inwohnenden Strebsamkeit, der Mutter Vertheidigung ihres Hermann und des Apothekers pedantische Klage über die jetzige Zeit, ward am 18. gedichtet und noch denselben Morgen, der zweite bis vierte, wie das Tagebuch sich ausdrückt, „zusammengehängt", d. h. die Lücken dazwischen ausgefüllt. Erst am 19. wurde der Anfang gedichtet, die „erste Hälfte des ersten Gesanges", wohl bis zur Erwähnung der Sendung Hermanns (151) oder bis zur Einladung der Freunde ins Sälchen (157). Durch die Ankunft der Seinigen am Abend desselben Tages wurde der Dichter unterbrochen. Auch nach ihrer Abreise am 25. kehrte er nicht unmittelbar zur Dichtung zurück. Erst am 28. berichtet das Tagebuch: „Das epische Gedicht wieder vorgenommen." Er scheint damals den ersten Gesang beendet zu haben. Wahrscheinlich hatte er nicht beabsichtigt, schon jetzt in Jena die zwei letzten Gesänge zu dichten. Wäre dieses der Fall gewesen, so würden ihn darin der Antheil an Schillers Trauer um den Tod seines Vaters und an der Sorge um seinen schwer erkrankten zweiten Sohn, sowie seine amtlichen Geschäfte gehindert haben. Am 2. Oktober kam Voigt auf einen Tag nach Jena. Die folgenden Tage bis zu seiner Abreise nach Weimar am 5. nahmen ihn Amtsgeschäfte in Anspruch. Noch vor dem Winter, wohl zur Weinlese, dachte er nach Jena zurückzukehren, wahrscheinlich dort die beiden letzten Gesänge zu vollenden.

Als Schiller Ende Oktober auf Goethes Wunsch seinem Freunde Körner über dessen neues, „größtentheils fertiges" poetisches Werk berichtete, bemerkte er, es sei durch die *Luise* von Voß zwar nicht veranlaßt, doch neuerdings geweckt, aber ganz

in Goethes Manier, mithin Voß völlig entgegengesetzt. Das Ganze sei mit erstaunlichem Verstande angelegt und im echten epischen Tone ausgeführt. „Die Idee dazu hat er zwar mehrere Jahre schon mit sich herumgetragen, aber die Ausführung, die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter niederschrieb."*)

Zu Weimar fand Goethe, bei der herrschenden „fürchterlichsten Prosa", weder Muße noch Lust zur Ausführung der beiden letzten Gesänge. Doch gelang es ihm das Vollendete genau durchzugehn. Am 18. Oktober wollte er, da die drei (vier) ersten Gesänge jetzt so ziemlich durchgearbeitet seien, an den vierten gehn. Schillers Verlegenheit wegen passender Beiträge zu seinen *Horen* brachte ihn auf den Gedanken, diese Gesänge in das erste Stück des neuen Jahrganges zu geben, „bis das liebe Frühjahr die übrigen brächte".**) Doch schien es ihm gewagt, den Anfang besonders einer so kleinen Komposition, die sich leicht übersehn lasse, zu veröffentlichen. „Und dann muß man doch auch den leidigen Mammon gedenken; denn, da das Ganze so stark wird als die *Luise* von Voß***), so würde es wenigstens einen halben

*) Goethe selbst meldete Schiller am 18. Oktober von Weimar aus, die vier ersten Gesänge würden etwa 1400, die beiden andern 600 Verse haben. Die den frühern vier Gesängen entsprechenden sechs ersten enthalten jetzt 1416 Verse, die drei, früher zwei folgenden 626. Da der vierte Gesang nicht ganz ausgeführt war, so mag das Vollendete die volle Zahl von 1400 Versen nicht erreicht haben, was mit Schillers Angabe stimmen würde, wonach Goethe in neun Tagen mehr als 1350 Hexameter niedergeschrieben.

**) Auch diese Aeußerung fehlte in Goethes abgesandtem Briefe. Vgl. Vollmer I, 362.

***) Diese enthält in der vollständigen Ausgabe von 1795 1860 Verse.

Nein, im Brief vom 28. Okt. 96

Band meiner Schriften geben,*) wobei ich dann noch den Spaß hätte, es auf einmal gedruckt zu sehn. Ich weiß daher nicht recht, was man thun oder lassen soll." Seine Hoffnung, bald nach Jena zurückzukehren, wurde durch den traurigen Stollenbruch in Ilmenau vereitelt, der ihn auf längere Zeit nach dem einsamen Bergstädtchen rief. Die Aussicht, dort noch einen großen Theil des Gedichtes zu Stande zu bringen, ging nicht in Erfüllung, obgleich Schiller gemeint hatte, er könne da wenigstens das Städtchen seines Hermann finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturabeit gebe es dort wohl auch. Wirklich scheint Goethe manche Züge seines Städtchens von Ilmenau hergenommen zu haben. „Ich war immer gerne hier und bin es noch", hatte er im August 1795 von dort aus geschrieben: „ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier alles steht, Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Ein stilles, mäßiges, ökonomisches Streben und überall den Uebergang vom Handwerk zum Maschinenwerk, und bei der Abgeschnittenheit einen größern Verkehr mit der Welt als manches Städtchen im flachen, zugänglichen Lande." Fand er hier ja auch den noch bestehenden Gasthof zum goldenen Löwen, in welchem er einzukehren pflegte und später seinen letzten Geburtstag erleben sollte. Erblickte er auch bei seinem jetzigen Aufenthalte zu Ilmenau, wo die Mineralogie ihre alte Anziehungskraft auf ihn übte, nicht „den Saum des Kleides einer Muse", so konnte er doch am 15. November von Weimar aus dem Freunde die Meldung machen, daß die drei ersten Gesänge des Gedichtes

*) Von seinen bei Unger in Berlin erschienenen „neuen Schriften" waren jetzt sechs Bände herausgekommen, von denen die vier letzten Wilhelm Meister enthielten.

fleißig durchgearbeitet und abermals abgeschrieben seien. Also eine wiederholte Durcharbeitung! Gleich darauf gelang ihm auch die herrliche Elegie, in welcher er, durch einen gemeinen persönlichen Angriff aufgeregt, sein neues Gedicht ankündigte, auf den Einfluß von Voß und Wolf, auch auf sein häusliches Glück dankbar hinwies und seine Dichtung den Deutschen als Spiegelbild ihres wackern Bürgerthums weihte. Am 5. Dezember berichtete er seinem vertrauten Freunde, dem Maler Heinrich Meyer, der seit dem vorigen Winter in Italien weilte, wohin zu folgen leider die Kriegszustände ihn gehindert hatten: „Durch meine Idylle (Alexis und Dora) bin ich in das verwandte epische Fach geführt worden, indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, zu einem größern ausgedehnt hat, das sich völlig in der epischen Form darstellt, sechs Gesänge und etwa zweitausend Hexameter erreichen wird; zwei Drittel sind schon fertig, und ich hoffe nach dem neuen Jahre die Stimmung für den Ueberrest zu finden. Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ungefähr im vergangenen August, und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war. In Absicht auf die poetische sowohl als prosodische Organisation des Ganzen habe ich beständig vor Augen gehabt, was in dieser letzten Zeit, bei Gelegenheit der vossischen Arbeiten, mehrmals zur Sprache gekommen ist, und habe verschiedene streitige Punkte zu entscheiden gesucht; wenigstens kann ich meine

Ueberzeugung nicht besser ausdrücken als auf diese [praktische] Weise." Am folgenden Tage meldete er auch Voß, daß er an einem epischen Gedichte arbeite. „Ich werde nicht verschweigen", fügte er hinzu, „wie viel ich bei dieser Arbeit unserm Volke und Ihnen schuldig bin. Sie haben mir den Weg gezeigt und mir Muth gemacht." Er hatte damals schon die herrliche Elegie Hermann und Dorothea (Elegien II, 6) gedichtet, in welcher er das, was er hier verspricht, mit reinster Gemüthlichkeit ausgeführt.*) Am 7. sandte er diese Schiller, der sie höchlich bewunderte, aber nicht in den Horen abgedruckt wünschte, weil sie die durch die Xenien wüthend gewordenen Gegner noch bitterer reizen würde.

Dem Herzog, der noch immer gegen ihn verstimmt war, las er erst am 21. die vier Gesänge vor; dieser nahm das „Gedicht par excellence" höchst beifällig auf. Der erste, dem er nach ihm die jetzt neu durchgesehenen vier Gesänge vorlas, war der in den Weihnachtsferien bei ihm weilende Sohn seines Freundes Fr. Jacobi, welcher, da er in Jena Medizin studirte, die freien Tage in seinem Hause zubrachte. Dieser, selbst dichterisch begabt, sprach über das einzige Gedicht seine tiefe Bewegung lebhaft aus. Der Dichter konnte seine herzliche Freude darüber nicht verbergen. „Nach Ihnen", rief er in heiterer Laune, „ist nun Böttiger der nächste, dem ich es mittheile; denn bei dem bin ich bei der Beurtheilung von allem Einfluß des Gemüthes auf den Verstand sicher; und so einen brauche ich." Böttiger fühlte sich durch die Vorlesung der vier ersten Gesänge so wunderbar begeistert, daß er sie für die einzige in unsern Tagen noch mögliche

*) Vgl. unsere Erläuterungen zu den lyrischen Gedichten III, 132 ff.

Odyssee erklärte. „Man erräth schon das Ende", merkte er sich an. „Dorothea wird noch beim Mondschein diesen Abend heimgeführt. So läuft die ganze Geschichte ununterbrochen fort, in den engen Zeitraum von Nachmittags drei Uhr bis Abends um neun Uhr**) eingeschlossen. Man sieht, daß die Fabel des Gedichtes so äußerst einfach ist, daß sie sich kaum auch nur erträglich erzählen läßt[?]. Aber desto mehr Breite, desto belebenderes Detail gestattet nun diese scheinbar einfache Alltagsgeschichte. Und hier ist Goethe homerisch groß und neu .... War je eine Epopöe Volksgedicht, so muß es diese werden. Der gemeinste Verstand wird es fühlen, der geübteste und gelehrteste wird es bewundern .... Die Charaktere der handelnden Personen sind aus der Menschenklasse genommen, die in unsern Tagen allein noch Individualität und Naturgepräge haben, und doch ist es keine phantastische Idyllenwelt. Es sind die sogenannten Honoratioren einer kleinen Stadt, wie sie leiben und leben. ‚Dies', sagte Goethe, ‚ist Vossens Verdienst, ohne dessen Luise dies Gedicht nicht entstanden sein könnte. [Allein die Wahl der Personen lag schon im Stoffe, der ihm ohne Beziehung auf die Luise aufgefallen war.] Voß hat durch die epische Behandlung einer Landpredigersfamilie einen verständigen Fingerzeig gegeben, wo unser Epos hingehört. [Voß wollte ja kein Epos geben.] Nur kann seine Luise schon darum kein eigentliches Heldengedicht sein, weil ihm alle Kontinuität, aller Zusammenhang fehlt. Dann hat er auch durch allzuausführliche Malerei der kleinsten hors d'oeuvres den epischen Eindruck vernichtet.' ... Der Gang des Hexameters in diesem Gedichte ist der rascheste Wechseltanz,

---

*) Kaum war eine solche Zeitbestimmung damals beabsichtigt.

in dem je eine nordische Sprache in griechischer Modulation einherschwebte. Wie verschieden von dem leichtsinnigen Hüpfen im Reineke Fuchs [von Goethe] und von dem pathetischen Gange in einigen Uebersetzungen homerischer Hymnen. [Gemeint ist Goethes Uebersetzung des Hymnus auf den Apollo aus dem Jahre 1795.*)] Man fühlt es, daß der Dichter bis auf das Silbenmaß selbst, in dem er sich bewegt, Schöpfer war und sein wollte. Jeder Vers malt, und doch ist kein Gedanke an kindische Ziererei. Freilich, um alles zu verstehn, müßte man den göttlichen Rhapsoden sein Gedicht selbst deklamiren hören.“ Seine weitern zum Theil sehr feinen Bemerkungen mögen größtentheils von Goethe herstammen. Dem Buchhändler Göschen, den Böttiger zur Uebernahme des Verlages bestimmen wollte, schrieb dieser den 28. Dezember, das Heldengedicht in sechs Gesängen, das Goethe unter den Händen habe, gründe sich auf die französische Revolution, ohne doch diese zu berühren; er sei darin ganz der göttliche Goethe. „Es muß das erste Volksgedicht werden, das eine neuere Nation aufzuweisen hat. Wieland hat geweint, als es ihm Goethe vorlas.“ Auch Knebel und Herder hörten aus Goethes Munde (und wer konnte vortrefflicher lesen!) die vollendeten Gesänge mit innigem Beifall.

Auf der kurzen Reise, die Goethe am 28. Dezember mit dem Herzog nach Leipzig antrat, gelang es ihm, den Schluß vollkommen zu schematisiren, d. h. dessen einzelne Punkte der Handlung und den Inhalt der Reden zu bestimmen. Zwei Tage vor seiner

*) Vgl. meine Ausgabe von Goethes Gedichten in Kürschners „deutscher Nationalliteratur“ III, 2, 177 ff. Der homerische Hymnus besteht aus zweien, aber Goethe hatte nur den ersten übersetzt, und daß dieser sich noch an andern homerischen Hymnen versucht habe, ist nicht bekannt.

Abreise von Leipzig, am 9. Januar, berichtet das Tagebuch: „Das Schema zum Schluß des epischen Gedichtes ward in diesen Tagen fertig.“ Nach seiner Rückkehr waren alle seine Gedanken der Vollendung des Gedichtes zugewandt; mit Gewalt mußte er sich zurückhalten, um nicht das einzelne sich vor der Zeit zu lebendig auszubilden, da dieses ihm, wie er es in ähnlichen Fällen schon mehrfach erfahren hatte, die Ausführung unmöglich gemacht haben würde. Schon am 13. besuchte er Schiller in Jena. Dort fand er auch Wilhelm von Humboldt, mit dem er sich über den Hexameter unterhielt. Dieser empfahl ihm Hermanns Buch de metris, das er denn auch am 14. vornahm, ohne sich darin zurecht finden zu können. Da mußte ihm denn Freund Humboldt aushelfen. Dieser schrieb ihm am 16.*): „Ich habe nunmehr in Hermann das Kapitel vom Hexameter durchgelesen, und glaube Ihnen davon Rechenschaft geben zu können“, was er denn sofort that. Zu derselben Zeit verhandelte Goethe mit Böttiger wegen des Verkaufs des Gedichtes an einen Buchhändler. Am 16. stellte er seine damals in Deutschland beispiellos hohe Forderung von 1000 Thaler in Gold. Am 28. kam der Abschluß mit dem Buchhändler Vieweg in Berlin zu Stande, der mit der Zahlung der 1000 Thaler das volle Eigenthum erwarb, das Recht, das Gedicht frei, so oft er wolle, aufzulegen.

Am 18. Februar erhielt Schiller die jetzt nochmals, also zum

*) Goethe-Jahrbuch VIII, 65. Der Herausgeber hatte (S. 116) mit seiner gewohnten haarsträubenden Flüchtigkeit unter Hermanns Kapitel vom Hexameter Goethes Gedicht verstanden und deshalb Schwierigkeit im deutlich ausgeschriebenen Datum gefunden. Humboldts trockenen Auszug aus G. Hermann und die Menge griechischer und römischer Beispiele für Cäsur im Hexameter hat er als überflüssig weglassen zu müssen gewähnt.

drittenmal, durchgearbeiteten drei ersten Gesänge, über die er und Humboldt nach aufmerksamer Durchsicht ihre Bemerkungen ihm mittheilen sollten. Humboldt sandte sie auf Goethes Wunsch auch an Körner, dessen Urtheil der Dichter außerordentlich schätzte. Am 20. kam Goethe zu längerm Aufenthalte nach Jena, wo er bald von einem Katarrh befallen ward, der am 27. so schlimm wurde, daß er zu Hause bleiben mußte und zu keiner geistigen Arbeit fähig war. Doch schon am 1. März, wo das Uebel eben zu schwinden begann, faßte er Muth, den vierten Gesang „völlig in Ordnnng zu bringen“, was ihm so gut gelang, daß er daraus einige Hoffnung für die Folge schöpfte. Er gab ihn zum Abschreiben. Am 2. berichtet das Tagebuch: „Aus der Mitte des sechsten [letzten] Gesangs. An den*) vorhergehenden korrigirt.“ Den 3. nahm er den Anfang des sechsten Gesanges vor. Denselben Tag schrieb er an Schiller: „Ich kann glücklicherweise vermelden, daß das Gedicht im Gange ist und, wenn der Faden nicht abreißt, wahrscheinlich glücklich vollbracht werden wird. So verschmähen also die Musen den asthenischen [schwächlichen] Zustand nicht, in welchen ich mich durch das Uebel versetzt fühle; vielleicht ist er gar ihren Einflüssen günstig.“ Auch dem Herzog meldete er das glückliche Gelingen, worüber dieser launig seine Freude aussprach. Den 4. fährt er am sechsten Gesange fort. Dem Freunde meldet er: „Die Arbeit rückt zu, und fängt schon an Masse zu machen, worüber ich denn sehr erfreut bin, und Ihnen als einem treuen Freunde und Nachbar die Freude sogleich

*) Sollte Goethe vielleicht An dem geschrieben oder dieses beabsichtigt haben? Von der Dichtung des fünften Gesanges ist nirgendwo, auch im Tagebuch nicht die Rede. War dieser, der jetzige siebente, der das Zusammentreffen am Brunnen und das Dingen Dorotheens als Magd so herrlich schildert, unterdessen in Weimar entstanden?

mittheile. Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben, und ist er nur erst einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst. Merkwürdig ists, wie das Gedicht gegen sein Ende sich ganz zu seinem idyllischen Ursprung hinneigt." Der Schluß spielt wieder in dem engen Familien- und Bürgerkreise, besonders die Eltern treten hier in ihrer einfachsten Bürgerlichkeit hervor. Schiller verkannte dies, wenn er antwortete: „Es konnte gar nicht fehlen, daß Ihr Gedicht idyllisch endigte, sobald man dieses Wort in seinem höchsten Gehalte nimmt. Die ganze Handlung war so unmittelbar an die einfache ländliche Natur angebaut, und die enge Beschränkung konnte, wie ich mirs denke, nur durch die Idylle ganz poetisch werden. Das, was man die Peripetie [den Umschwung, ein von Aristoteles vom Drama gebrauchter Ausdruck] darin nennen muß, wird schon von weitem so vorbereitet, daß es die ruhige Einheit des Tons am Ende durch keine starke Passion mehr stören kann." Mit Humboldt fuhr Goethe an diesem Tage aus, wobei die Rede auf die glücklich fortschreitende Dichtung kommen mußte. Auch am 5. schritt der sechste Gesang fort. Den Mittag und Nachmittag brachte Goethe bei Schiller zu, wo denn die Vollendung des Gedichtes den Hauptgegenstand der Unterhaltung bilden mußte. Den 6. ging Goethe mit Humboldt dessen Bemerkungen über die beiden Gesänge durch. Den 7. und 8. war der Herzog in Jena zum Besuche. Humboldt berichtet den 7. an Körner, Goethe sei in der Mitte der Arbeit der letzten Gesänge des Gedichtes, in dem sich sein Genie in seiner vollen Größe zeige, und denke sie noch in Jena zu vollenden. Aber so rasch ging es nicht. Vom 8. bis zum 12. wurde täglich am Gedicht gearbeitet, „korrigirt" oder „korrigirt und abgeschrieben" oder „arrangirt und korrigirt".

Am 13. berichtet das Tagebuch: „Dem Ende [des Gedichtes] zugeruckt"; den 14. gedenkt es Hermanns nicht, aber den 5. lesen wir: „Das Gedicht geendigt." Weiter heißt es den 16.: „Am ersten Gesange korrigirt." Den 17. fährt er in die Nähe von Jena, am Abend wird mit Schiller über die Rubriken (die Ueberschriften der einzelnen Gesänge) verhandelt, den 18. „der erste und zweite Gesang noch einmal durchgegangen", den 19. und 20. „am Gedicht korrigirt" (den 20. „besonders am sechsten Gesange"). Endlich lesen wir am 21.: „Früh den Schluß des letzten Gesangs. Anfang zur Abschrift der drei letzten Gesänge [der ursprünglich sechste Gesang muß also schon damals in zwei zerfallen sein]. Diese nachmittags bei Schiller vorgelesen." So war der Schatz gehoben; nur die Schlußrede fehlte und das Ganze, besonders die letzten Gesänge, bedurften noch der letzten Hand. Wenn es am 22. im Tagebuche heißt: „Früh korrigirt", so scheint nur die Durchsicht der Reinschrift gemeint. Die weitere Bemerkung „Luise durchgesehen" bezieht sich wohl auf die metrische Vergleichung des vossischen Gedichtes. Schon am 23. faßte Goethe die Idee zu einem neuen epischen Gedichte. Den 25. las er die letzte Hälfte des Gedichtes im Hause Humboldts vor, dann wurde bei Schiller über das Gedicht gesprochen, wie auch wieder zwei Tage später. Den 28. schrieb Goethe an Freund Knebel: „Wenn du mein Gedicht sehn wirst, das beinahe ganz geendigt und von vorn bis hinten nochmals durchgearbeitet ist, so wirst du am besten beurtheilen können, daß ich diese vier Wochen nicht müßig war." Wenn am Abend des 30. „bei Schiller gelesen wurde", so könnte man an unser Gedicht denken. Den folgenden Tag kehrte Goethe mit Humboldt nach Weimar zurück. Gleich darauf, am 7. April, berichtet Schiller an Körner: „Goethe war sechs Wochen hier. . . .

Das epische Gedicht von Goethen, das ich habe entstehn sehn, und welches in unsern Gesprächen alle Ideen über epische und dramatische Kunst in Bewegung brachte, hat ... auch für meinen Wallenstein große Folgen."

Zu Weimar wurde über die letzten Gesänge mit Humboldt „ein genaues prosodisches Gericht gehalten und sie, so viel es möglich war, gereinigt", wie Goethe an Schiller schreibt. Freilich konnte er alle Anforderungen, welche Humboldt und W. Schlegel an den Hexameter stellten, nicht anerkennen, da diese ihm zum Theil nicht in der Sache begründet, zum Theil ein unüberwindliches Hinderniß für eine natürlich fließende Darstellung schienen, doch suchte er einen geregeltern Gang des Hexameters zu gewinnen, als Herder, Wieland und Knebel für gerathen hielten, diesen leicht fließend zu machen. Hatte doch Knebel den goetheschen Reineke Fuchs bei seinem Erscheinen für das beste und der Sprache eigenthümlichste Werk deutscher Prosodie gehalten, und den Wunsch ausgesprochen, der Freund möge nicht andern, die bei weitem nicht Gefühl und Geschmack genug zu dieser Sache hätten, aus übergroßer Nachsicht und Güte zu viel einräumen.*) „Die ersten Gesänge sind nun bald ins Reine geschrieben", meldet Goethe den 8. an Schiller, „und nehmen sich mit ihren doppelten Inschriften gar artig aus. Ich hoffe sie die nächste Woche [zum Drucke] abzusenden." Auf die doppelten Inschriften muß Goethe demnach schon in Jena gekommen sein, auch auf die Vertheilung der sechs Gesänge in neun, die damit zusammenhing, da jeder Gesang den Namen einer der neun Musen

*) Auch jetzt noch, meint Viktor Hehn (Goethe-Jahrbuch VI, 189 f.), „das schöne, gleichmäßig fließende Gedicht" sei geschädigt worden durch die Rücksicht auf Voß und die Pedanten, aber alles, was er in dieser Beziehung vorbringt, hält nicht Stich.

tragen sollte. Am 11. wurden die vier ersten Musen Böttiger übersandt mit der Bemerkung: „Haben Sie die Güte, das, was an ihren Worten und Werken zu erinnern ist, mit Bleistift zu unterstreichen, worüber wir sodann mündlich konferieren. Ich wünsche sodann auch Ihnen und unserm wackern Schotten [James Macdonald, der bei Böttiger wohnte] die [fünf] letzten Gesänge vorzulesen.“ Diese Vorlesung, welche schon am Abend des 15. April in Knebels Gegenwart stattfand, setzte Böttiger in staunende Bewunderung. „Welch eine Welt voll Handlung und Gefühl“, schrieb er in sein Tagebuch, „in welchem engen Raum, mit wie wenigen Mitteln! . . . Es ist eine unnennbare Kunst in der ganzen Komposition. Man kann es kühn versuchen, irgend einen Fall, einen Knoten der Verwicklung anders anzunehmen: nirgends käme dieser Effekt heraus. Die Alten sagten eben dies von der Odyssee.“ Denselben Tag berichtet Goethe dem jenaer Freunde: „Montags [den 18.] gehen die vier ersten Musen ab, indeß ich mich mit den fünf letztern fleißig beschäftige, und nun besonders die prosodischen Bemerkungen Freund Humboldts benutze.“ Hierzu wünscht ihm Schiller Glück; es sei in der That merkwürdig, wie rasch dieses Werk geboren, und wie sorgfältig und bedächtig die Kunst es ausgebildet habe. Der Dichter hatte sich unterdessen in das alte Testament und Homer vertieft. Den 19. nahm er Friedr. Aug. Wolfs Prolegomena ad Homerum vor. Gegen Schiller äußerte er: „Da das epische Gedicht in der größten Ruhe und Behaglichkeit angehört werden soll, so macht der Verstand vielleicht mehr als an andere Dichtarten seine Forderungen, und mich wunderte diesmal bei Durchlesung der Odyssee gerade diese Verstandesforderungen so vollständig befriedigt zu sehn . . . . Einige Verse im Homer,

die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich einige selbst in mein Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben habe, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen, und künftige Ereignisse bei Zeiten vorzubereiten. Ich bin sehr neugierig, was ich an meinem Gedicht, wenn ich mit meinen jetzigen Studien durch bin, zu mehren oder zu mindern werde geneigt sein; indessen mag die erste Rezension in die Welt gehn.“ Die am 24. eintreffende Kunde vom Abschlusse des Präliminarfriedens zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche versetzte den Dichter in heitere Stimmung.

Eifrigst mit der Reinigung der letzten Gesänge, dem Plane seines neuen epischen Gedichtes (Darstellung einer romantisch endenden Tiger- und Löwenjagd*)), und allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der epischen und dramatischen Dichtung beschäftigt, schrieb Goethe am 28. seinem in Florenz weilenden Freunde Meyer: „Ich habe mir wieder eine eigene Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mich schon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht ist fertig; es besteht aus zweitausend Hexametern, und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darin wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich noch darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Kostüm die wahre, echte Menschenproportion und Gliederformen anerkennen

*) Vgl. unsere Erläuterungen XVI (zu Goethes Erzählungen II), 6 ff.

werden. Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet. Wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden, als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen.“ Unausgesetzt hielt er sich an das zum Druck eilende Gedicht, das er am 10. auch bei der Herzogin vortrug. Solche Vorlesungen kamen demselben immer zu Gute, da sie ihn veranlaßten, einzelnes noch zu verbessern, das weniger leicht floß. Mit Humboldt, der in Berlin die Druckbogen durchsah, verhandelte er darüber brieflich. „Von Humboldten“, meldet er am 13. Mai an Schiller, „habe ich einen weitläufigen und freundschaftlichen Brief, mit einigen guten Anmerkungen über die [vier] ersten Gesänge, die er in Berlin nochmals gelesen hat.*) Auf den Montag [den 16.] schicke ich aber=

*) Auf Humboldts Vorschlag änderte er mehrere Stellen. So stand ursprünglich II, 14 der Bündel, III, 17 der neuen, 29 Pflaster und die, da Goethe die überzählige Silbe nicht für anstößig hielt, 81 f. wie nimmt ... sich prächtig, IV, 24 Aufstieg den steileren Pfad, 51 Unter ihm pflegten sich, 87 Ach und unser einer (auch wohl wagt in dem oder im), 193 vergnügte, 194 wie Kammer, 196 Denn ich fühle mich einsam. An andern Stellen hielt er die von Humboldt beanstandete Lesart bei. II, 68—70 hatte dieser damit, dazu, davon nicht recht wohlklingend gefunden, 98 statt und verlangt ich oder und ich, 136 vorgeschlagen: Schutt; nichts war von dem Thiere zu sehen, IV, 128 gefordert, daß oft früher stehe, IV, 141 den trochäischen fünften Fuß bei dem in zwei gleiche Hälften zerfallenden Verse getadelt, 145 hingibt, wenn als Daktylus nicht gebilligt (Goethe las hingibt wirklich spondeisch), 148 dunkel gefunden, an dem wiederholten werde 199 f. sich gestoßen, 240 für matt erklärt. 204 muß ursprünglich versahst dus zu rechter gestanden haben. Goethe hatte erst eine andere, Humboldt mißfallende Aenderung gemacht. Zwei uns jetzt unbekannte Aenderungen Goethes, wohl im zweiten Gesange, hatte der Drucker nicht mehr aufnehmen können.

mals viere fort und komme nach Jena, um den letzten zu endigen. Auch mir kommt der Friede zu statten, und mein Gedicht gewinnt dadurch eine reinere Einheit." Konnte er es jetzt ja mit der Gewißheit der in demselben ersehnten äußern Ruhe abschließen. Den 14. sandte er an Humboldt die vier folgenden Gesänge, auf welche dieser am 30. mit einigen Bedenken und Vorschlägen antwortete, von denen Goethe nur weniges als Verbesserung annahm oder zu einer eigenen Aenderung benutzte.*)

*) V, 32 stand in der Handschrift der Fünffüßler: Städtchens, der ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart. Der Dichter nahm Humboldts welcher statt der an, dagegen veranlaßte ihn die Bemerkung, das doppelte Gewerb mit darauf folgenden Konsonanten sei wohl zu hart, zu keiner Aenderung. V, 110 hieß es: Lange Jahre stockt und kaum zur Nothdurft sich regte. Humboldt stieß sich an den Daktylus Nothdurft sich. Goethe schrieb gestockt und nur sich dürftig bewegte. V, 124 änderte der Dichter die vom Freunde beanstandete Messung von wir sie als zwei Längen, indem er so vorschob, wodurch sie kurz ward. V, 206 stand in der Humboldt vorliegenden Handschrift, jedenfalls verschrieben: „Also sagte der Mann und also schwiegen verträglich, Standen neben einander die Wagen, das Vieh und die Menschen". Humboldt verbesserte das zweite also in alle und schrieb Neben einander standen. Goethe nahm das nur verschriebene alle an, gestaltete aber den zweiten Vers völlig um, indem er schrieb: „Ordneten Vieh und Wagen die wiederbesänftigten Männer." Humboldt scheint es entgangen zu sein, daß auch das Komma nach statt vor verträglich Schreibfehler war, nach dessen Entfernung die Verse leidlich flossen. VI, 143 bemängelte der Freund am Anfange des Verses Ob sie gleich sitzt. Goethe half ab durch die Aenderung Sitzt sie gleich. Ebenso erkannte er VI, 181 das Bedenken gegen und die als Spondeus an und setzte statt in der Hand das leichtere ergriff und. In allen übrigen Fällen ward er durch Humboldts Bedenken nicht überzeugt oder fand keine bessere Fassung. V, 25 hielt dieser das Zusammenfallen der Wort- und Silbenfüße in Immer gleichen ruhigen für anstößig, ebenso VI, 221 An den Wagen unter den Linden. VI, 289 forderte er würdig statt werth, das einen Zusatz wessen verlange, und wolle man etwa es ergänzen,

Am 19. war er nach Jena in das seiner Muse so günstige alte Schloß zurückgekehrt, wo er die Ausführung des Gedichts vor acht Monaten begonnen hatte. Aber zunächst dichtete er Lyrisches für den Musenalmanach. Erst am 29. heißt es in dem Tagebuch: „Am letzten Gesange. Ward derselbe abgeschrieben.“ Doch nicht vor dem Anfang Juni gelang ihm dessen Vollendung (mit Ausnahme der Schlußrede). „Hierbei Urania“, schreibt er am schönen Morgen des 3., wohl unmittelbar nach der Vollendung, an Schiller. „Möchten uns doch die Neune, die uns bisher beigestanden haben, bald noch zum epischen Schweife verhelfen . . . . Ich bitte, mir den Gesang, sobald Sie ihn gelesen haben, wieder zurückzuschicken, indem ich ihn gleich abzusenden denke.“ Daß dieser Schluß bereits früher ausgeführt war, nicht etwa ein späterer Zusatz ist, ergibt sich aus Böttigers Bericht vom 15. April, der die letzten hundert Verse als „ein treffliches Nachhallen und Besänftigen“ bezeichnet: allein der Verleger drängte, und Goethe wollte den so bedeutsamen Schluß noch einer genauen Durcharbeitung unterwerfen. Denselben 3. Juni berichtet er an Böttiger: „Den letzten Gesang schicke ich morgen durch einen Boten, damit Freund Vieweg nicht aufgehalten werde; ich wünsche selbst, daß Herr von Humboldt noch einen Blick darauf werfen möge . . . . Ich werde, wenn ich den kleinen Rest des Gedichts schicke, selbst [an Vieweg] schreiben. Was noch abgeht, ist wenig über hundert Hexameter, also etwa noch vier Blätter.“ Auf Humboldts Erinnerung entwarf er endlich am 7. den eigentlichen

---

so sei es dunkel. VI, 221 verlangte er statt besetzt und VII, 116 statt verdienten ein anderes Wort. Endlich beanstandete er VII, 18 Sag’, warum kommst du allein zum Quell, weil dem Sinne nach auf du der Ton liege, was wohl gegen Goethes Absicht war.

Schluß, den er, obgleich er noch der letzten Feile entbehrte, sofort an den berliner Freund sandte, der ihn aber erst sehr verspätet (am 28.) in Dresden erhielt. Dieser Schluß schien Humboldt das große Bild von der Lage der Zeit und der neuen Umgestaltung der Dinge, worauf das ganze Gedicht wie auf einer ungeheuern Basis ruhe, trefflich zu vollenden. „Die Gesinnungen der beiden Verlobten Dorotheens greifen so schön ineinander ein, daß sie nun im eigentlichsten Verstande alles umschließen, was nur über diesen Gegenstand menschlich gedacht und empfunden werden kann. Die unerwartete Erscheinung des ersten Geliebten thut eine sehr große Wirkung. Sie gewinnen dadurch den Vortheil, einen höhern, kühnern, mehrumfassenden, heldenmäßigen Charakter auftreten zu lassen und mit dem Interesse des Ganzen zu verknüpfen, als der übrigen Anlage Ihres Plans nach möglich war. Die beiden Hauptarten des menschlichen Daseins, die Sie selbst an einem andern Ort [V, 6 ff.] so meisterhaft schildern, das unruhige Streben nach Erweiterung und Veredelung und die bescheidene Beschränktheit, die nur auf der kleinen ihr angewiesenen Stelle thätig ist, stehen unbeschreiblich lebendig und individuell durch die Schilderung so weniger Verse da. Aber was dann so vorzüglich groß ist, ist, daß der ruhige Hermann eigentlich nicht minder heldenmäßig erscheint als der andere: er zeigt vielmehr eine Stärke und Festigkeit des Entschlusses, die nur, durch Vernunft und richtigen praktischen Sinn geleitet, sich in bescheidenen Schranken hält; und der ganze Unterschied zwischen beiden liegt vielleicht in Einflüssen des Himmelsstrichs und der Nationalverschiedenheit. Denn auch dies haben Sie so meisterhaft benutzt und dem Deutschen (der Ihnen, wie ich gern einmal recht umständlich ausführen möchte, für die idealische

Darstellung seines Charakters so viel schuldig ist) wieder einen sehr edlen Platz angewiesen. Dieser Schluß vollendet nun zugleich, wie es mir scheint, den Begriff des Epischen in Ihrem Gedicht, vorzüglich im Gegensatz mit der Idylle.“ Nachdem er dies weiter ausgeführt, fährt er fort: „Einige einzelne Verse in diesem neuen Schluß sind zugleich so glücklich gesagt, daß sie einen unbeschreiblichen Eindruck machen. So die beiden:

> Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
> Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten.

Nur daß Sie im zweiten Vers *gestalten* wiederbringen, gefällt mir nicht ganz. Es ist nicht bloß die Wiederholung, an der ich mich stoße, es ist mir aber, als forderte der Zusatz *neu sich gestalten* auch eine Partikel bei dem ersten *die gestaltete*, was doch nicht anginge. Doch wird es freilich schwer sein, einen andern gleich passenden Ausdruck zu finden. Sonst kann ich nicht sagen, daß mir auch nur Kleinigkeiten in diesem Schluß aufgefallen wären. Das Ganze schien mir zwar sich noch nicht so rein und ohne Anstoß lesen zu lassen als die vorigen Gesänge, doch konnte ich nicht finden, wo es im einzelnen stockte, und überdies schrieben Sie mir, daß Sie es noch hier und da umändern.“

Am 13. erfolgte endlich die Restsendung an Böttiger. So war denn das herrliche, mit inniger Liebe lang genährte, später mit nachhaltiger Sorgfalt durchgearbeitete Gedicht, dessen beide Hälften zu verschiedener Zeit, aber beide in raschem Gusse, entstanden waren, zu glücklichem Abschlusse gelangt, besonders unter Schillers, Böttigers und Humboldts lebhafter Theilnahme. Mit bestem Rechte äußerte Goethe bald darauf gegen Meyer, er habe diese Arbeit mit vieler Sorgfalt und völligem Bewußtsein, ob-

gleich in kurzer Zeit, fertig gebracht, und Schiller konnte aus voller Ueberzeugung demselben Freunde schreiben: „Sie werden gestehn, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neuern Kunst ist.*) Ich hab' es entstehn sehn, und mich fast eben so sehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt." Aber sein Hermann war nicht bloß die Frucht höchster, sicherster Kunsteinsicht und frischester, reinster Auffassung und Darstellung, sondern auch der edelste Ausfluß seines zu ruhiger Fassung herangereiften echt deutschen Herzens. Deshalb hielt Goethe es vor allen seinen größern Gedichten an sein Herz geschlossen, konnte es auch später nie ohne große Rührung lesen. Und das deutsche Volk, wie vielfach auch sonst gespalten und zerklüftet, hat es, einige verbissene Gegner oder Querköpfe abgerechnet, ungetheilt anerkannt; denn es fand sich hier selbst wieder, fühlte sich von dieser unendlichen

*) Aehnlich äußerte Schiller am 20. Oktober, nachdem er das eben erschienene Gedicht „mit dem alten ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung" wieder gelesen hatte, dem Dichter selbst, es sei „schlechterdings vollkommen in seiner Gattung, pathetisch mächtig und doch reizend in höchsten Grade, kurz schön, was man sagen könne". Gleiche Befriedigung sprach er am 30. nach einer in einer Gesellschaft gehaltenen Vorlesung aus.

Naturwahrheit durchdrungen, wußten auch nur wenige dessen hohe künstlerische Vollendung und lebendige Einheit zu erfassen.*)

Auf die Reise nach der Schweiz nahm Goethe eine Abschrift mit. In Frankfurt erfreute er mit einer Vorlesung seine Mutter, der er vorher verkündet hatte, daß sie (Frau Aja) in einem seiner neuesten Werke vorkomme. Auch Cotta und andere hörten es. Als er am Abend des 5. September es zu Stuttgart im Hause des Kaufmanns und Kunstkenners Rapp vortrug, gereichte es ihm zur höchsten Freude, daß ein anwesendes fünfjähriges Mädchen nach Beendigung des Vortrags wünschte, der Herr möge doch weiter lesen. Nach der Mitte Oktober erschien das Gedicht und fand gleich die allerweiteste Verbreitung. Zum schönen Friedensfeste konnte keine herrlichere Gabe das Vaterland beglücken, dem leider gerade zu derselben Zeit die geheimen Bestimmungen von Campo Formio (am 17. Oktober) das linke Rheinufer entrissen. Es erschien als Taschenbuch in verschiedenen Ausgaben, von denen zwei prachtvoll gebunden und mit landschaftlichen Kupfern ausgestattet waren. Goethe erhielt seine Exemplare erst auf der Rückreise in Nürnberg. An den 1799**), 1803, 1805 und in den beiden folgenden Jahren bei Vieweg erschienenen Abdrücken, die manche Druckfehler brachten, hatte der Dichter keinen Antheil. Nach Schillers Tod gab Goethe

*) Es war nur eine der manchen Grillen von Fr. Th. Vischer, das Gedicht könne trotz aller unendlichen Vorzüge der antiken Verse wegen nicht populär werden. Man muß nur die nicht antiken, sondern deutschen Verse recht zu lesen wissen. Und wer wagt zu leugnen, daß es volksthümlich im besten Sinne des Wortes geblieben?

**) Daß diese Ausgabe auch mit dem Nebentitel „Goethes neue Schriften" erschien, geschah ohne Zustimmung des Dichters.

dem ihm sehr nahestehenden jungen Voß ein mit Papier durchschossenes Exemplar seines Gedichtes, um seine Vorschläge zu metrischen und prosodischen Verbesserungen einzutragen, die er dann mit ihm besprechen und zu der in Aussicht stehenden Ausgabe seiner Werke benutzen wolle. Voß begann damit kurz vor Ende Juli, scheint aber mit seinen überstrengen metrischen Aenderungen nicht weit gekommen zu sein.*) Nach seiner Abreise von Weimar ging Goethe, wie die übrigen Werke, so auch Hermann und Dorothea mit Riemer durch, wobei aber nur wenig verbessert wurde; manche alte Druckfehler blieben stehn, ja es trat eine Anzahl neuer hinzu, die leider fast alle in die spätern zu Lebzeiten des Dichters bei Cotta gedruckten Ausgaben übergingen. Die Durchsicht geschah sehr rasch. Die Achilleis und Reineke wurden schon im September 1807 durchgenommen; Hermann, der mit ihnen in demselben Bande erschien, ist in den Eintragungen des Tagebuchs vom 7. und 8. Dezember unter den damals durchgegangenen epischen Gedichten mitverstanden.**)

Mit innigster Freude wurde die herrliche unser Volk feiernde Dichtung aufgenommen, wie sehr man auch dem Dichter damals noch in manchen Kreisen der Xenien wegen grollte.

*) Vgl. dessen Brief vom 31. Juli 1805 (Goethe-Jahrbuch V, 58 f.).

**) An eine Vergleichung des ersten Druckes wurde nicht gedacht, noch weniger an die erhaltene älteste Handschrift, die Goethes Schreiber zu Jena im März 1797 begonnen hatte. Dem ersten Drucke lag ja eine andere Abschrift zu Grunde. Für die Wiederherstellung des Textes könnte jene älteste Handschrift nur dann Werth haben, wenn sich an einzelnen Stellen nachweisen ließe, daß die bisher beibehaltene Lesart des ersten Druckes ein offenbarer Druckfehler sei. Sie ist zur Zeit geschrieben, wo die Theilung in neun Gesänge noch nicht bestimmt war; denn die ältere Abtheilung in sechs Gesänge ist hier erst nachträglich dadurch geändert, daß der dritte, vierte und sechste Gesang in je zwei getheilt wurden.

Freilich Voß zog seine Luise vor, die Goethe, wie er meinte, auszustechen gesucht habe, und wenn der Löwe von Eutin auch geäußert haben soll, für einzelne Stellen Hermanns würde er seine ganze Luise hergeben, so bewunderte er doch nur eben einzelne Stellen; er verkannte den beseelend über der Darstellung schwebenden Hauch. Manches war ihm zu eilfertig gearbeitet; die Hexameter könnten, wenn sie auch besser als im Reineke seien, doch mit den seinigen gar keinen Vergleich aushalten. Seine Getreuen stimmten Voß natürlich entschieden bei, nicht weniger viele, welche durch die Xenien blutig getroffen waren. So schrieb von Hennings in Plön an einen Freund: „Ich würde mich in der Gesellschaft des halbbetrunkenen Wirthes, des kutschirenden Pastors, des dröhnenden Apothekers, der imperativen Wirthin, des martialisirenden Sohnes und der charakterlosen Heldin der Landstraße sehr unglücklich fühlen und könnte mich nicht an diesem teniersschen Gemälde weiden." Und diese Irrsinnigkeit führte er in seinem „Genius der Zeit" weiter aus. Mag man es auch Klopstocks selbstsüchtigem Groll wider Goethe zu Gute halten, daß er seinem Freunde Böttiger erklärte, er habe nur die drei letzten Gesänge in einem fortlesen können, worin er vieles wieder gelesen, und daß er sich zur Weissagung verirrte, Homer würde nicht auf unsere Zeit gekommen sein, hätte er solche Gegenstände für die Odyssee gewählt und sie so gebildet: aber zu seiner ewigen Schande äußerte sich Böttiger gegen Klopstock, dessen Antworten sich zu seinem Unglück erhalten haben, so verächtlich und hochmüthig niederträchtig über das Gedicht, dessen unvergleichlichen Werth er empfunden hatte (vgl. S. 19 f. 25), ja er setzte es so tief herab, daß Klopstock, um ihm genug zu thun, endlich sagen mußte, jene drei Gesänge stelle er nicht höher als

auf die fünfte Stufe. Und auf das Urtheil eines ſo doppelzüngigen Menſchen über Goethe wagt man, freilich nicht in Bezug auf unſer Gedicht, noch heute in Blättern, die für Gebildete beſtimmt ſind, ſich zu berufen! Goethes „Invektiven“ haben dieſen charakterloſen Fuchsſchwänzer für alle Zeiten gebrandmarkt. Eine bloße Lächerlichkeit war es, wenn das „Kompendium der deutſchen Literaturgeſchichte“ von einem berliner Reallehrer Edwin Koch Hermann und Dorothea als eine unglückliche Nachahmung der unvergleichlichen Luiſe bedauerte. Dies war ſonderbar genug die erſte öffentliche Stimme in Deutſchland über ſeine deutſcheſte Dichtung.

Unter den vielen Beurtheilungen des Gedichtes zeichnet ſich vor allen die feinſinnige Würdigung W. Schlegels aus, ſpäter in den „Charakteriſtiken und Kritiken“ wiederholt, neuerdings in den „geſammelten Werken“. Im Mai 1798 wurde Goethe durch eine umfangreiche an Schiller geſandte handſchriftliche Arbeit Humboldts über ſein Gedicht erfreut, worin dieſer einen reichen Schatz von Ideen und Beobachtungen niedergelegt hatte, nur konnte er dem Freunde nicht verhehlen, daß er ſeine Anſichten praktiſch wenig zu verwerthen vermöge. Für die Erwähnung der Mängel ſeines Gedichtes dankte er mit feiner Höflichkeit; möge man ſich auch noch ſo ſehr im allgemeinen ausbilden, ſo bleibe man doch immer ein Individuum, deſſen Natur da ſie gewiſſe Eigenſchaften beſitze, andere nothwendig ausſchließe.

Das Gedicht erhielt ſich auch in Deutſchlands traurigſten Zeiten im Herzen der Nation, ja es ward ihr um ſo lieber, je tiefer es den Trieb nach ſelbſtändiger Freiheit ausſprach und je reiner ſich das deutſche Gemüth in ihm wiederfand. Selbſt Fr. Stolberg, der ſo ſehr gegen Goethe verſtimmt war, daß er

nichts mehr von ihm las, äußerte noch im Jahre 1807, verschiedene Stellen des Gedichts machten ihm viele Freude und das Ganze gefalle ihm noch besser als Vossens Luise. Ein Mann von so trockener Natur wie der Geschichtschreiber Hüllmann las das Gedicht jedes Jahr einmal, wie G. Hermann seinen Homer, mit großer Rührung. Als der Redakteur der jenaischen Literaturzeitung, Prof. Eichstädt, anfangs 1814 nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich dem Dichter mittheilte, daß ein Mitarbeiter sein in neuen Ausgaben*) erschienenes Gedicht unter den „Schriften über die Tagesgeschichte in Deutschland“ besprechen wolle, erfreute ihn dies sehr. „Man hat Hermann und Dorothea dem Zeitgeist auch als ein Opfer darbringen wollen“, erwiderte er am 27. „Ich kann es nicht mißbilligen; denn ich wunderte mich selbst, da ich das Büchlein lange nicht angesehen, wie genau nach so großen Veränderungen der Sinn noch paßt und zutrifft. Mag einer Ihrer würdigen Mitarbeiter in dieser Rücksicht etwas darüber sagen, so wird es mir sehr angenehm sein. Ich lege deshalb ein Exemplar zu beliebigem Gebrauche bei. Man hat von mir einen zweiten Theil verlangt, bis jetzt aber wüßte ich, was Grundsätze und Grundmotive betrifft, diese nur zu wiederholen. Ist aber das große Werk vollendet, können wir mit Sicherheit ein Gedicht mit Friede! schließen, so wäre freilich der betrachtenden und darstellenden Dichtkunst ein großes Feld eröffnet.“ Durch die Mittheilung der betreffenden Anzeige in Nr. 45 fühlte sich der Dichter „sehr an-

*) Bei Vieweg war 1811 eine neue Auflage erschienen; zwei andere bei Vieweg und eine bei Cotta sind vom Jahre 1814; auch die beiden folgenden Jahre brachten neue Auflagen von Vieweg, dann 1822, 1823, 1825, 1826 (zwei), 1829, 1830 u. s. w. neben Einzeldrucken bei Cotta 1817, 1829 u. s. w.

genehm überrascht". „Wenn dasjenige, was man in früherer Zeit gethan, auch in späterer von einsichtsvollen und wohldenkenden Männern gebilligt wird", bemerkte er mit vollster Freundlichkeit, „so muß es zu gleicher Zeit beruhigend und aufmunternd sein. Danken Sie dem Verfasser aufs schönste; ich lasse keines seiner Worte weder jetzt noch künftig unbeachtet."

Das stammverwandte Dänemark war das erste Land, das sich unser deutsches Epos aneignete. Jens Smith gab es im Jahre 1799 fordansket og omarbeitet. Ein Jahr später erschien es trotz seines echtdeutschen Wesens zu Paris in französischer Uebersetzung von Paul Jerome Bitaubé*), ja 1802 erblickten in der französischen Hauptstadt Traductions interlinéaires de six langues Allemande, Suédoise, Anglaise etc. de Hermann et Dorothée, de Goethe et autres das Licht der Welt. Auch in alle übrigen gebildeten Sprachen ward es übersetzt, selbst ins Lateinische (1822 von B. G. Fischer, 1825 und 1828 in zweiter Auflage von dem Grafen Joseph von Berlichingen**), ins Griechische (der erste

*) Humboldt meldete am 10. Oktober von Paris aus, die Uebersetzung habe doch ein ziemliches Publikum, nur müsse man den Beifall der Franzosen nicht auf eine für sie und ihren Geschmack zu günstige Art auslegen, da ihnen auch das Gute in dieser Art meist durch eine schiefe Ansicht gefalle. In der letzten Sitzung des Nationalinstituts sei dieser Uebersetzung und dabei Goethes, Schillers und Klopstocks gedacht worden. Bitaubé hatte selbst dem Dichter seine Uebersetzung gesandt, wofür dieser am 9. November dankte. Bitaubés Uebersetzung wird noch immer neu aufgelegt. Goethe bemerkte später, sie habe nur im stillen ihre Wirkung gethan; auffallend war ihm, daß die Aufnahme zeige, die Franzosen seien viel aristokratischer als die Deutschen.

**) Goethe selbst äußerte im Januar 1825 etwas sonderbar, das Gedicht sei ihm ganz besonders lieb in der lateinischen Uebersetzung, wo es ihm vornehmer vorkomme, als wäre es seiner Form nach zu seinem Ursprunge zurückgekehrt.

Gesang von H. A. W. Winkler zu Gießen 1823, alle neun von A. Duhr Gotha 1888), ja selbst ins Hebräische.

An zahlreichen Erläuterungen und Deutungen hat es in fremden Sprachen wie in der deutschen nicht gefehlt. Als unsere Erläuterungen zuerst 1855 erschienen, freundlich begrüßt von Varnhagen von Ense, lagen solche von Yxem, Viehoff und G. Th. Becker vor; ihnen sind zahlreiche Versuche anderer gefolgt. Neuerdings hat sich die hohle Deutungswuth auch an unserer einfach schönen, so lebendig anschaulichen wie tief innerlichen Dichtung versucht. Hat man ja in Dorothea bald Goethes Lili, bald seine Christiane Vulpius gesehen, beides aus gleich haltbaren Gründen, indem man einzelne ähnliche Züge hervorhob, die nur in das Charakterbild verwoben sind. Die bildende Kunst hat das einzige Gedicht zu vielen, zum Theil sehr glücklichen Darstellungen benutzt, und sie wird fort und fort in ihm die reichste Fundgrube finden, wogegen der Stoff sich zur Darstellung auf der Bühne weniger eignet.*) Im Herzen des Volks wird die edle aus der Tiefe des deutschen Gemüths hervorgegangene Dichtung, die man auch in Prosa aufzulösen sich nicht enthalten hat, fort und fort mit ihrem wunderbar tiefen Gehalte, ihrem sittlichen Adel, ihrer reinen Kunstvollendung leben, so lange es ein deutsches Gemüth gibt, das sich rühren, ergreifen und erheben läßt.

*) Gegen Eckermann führte Goethe im Februar 1829 Töpfers auch in Weimar gegebenes „idyllisches Familiengemälde" Hermann und Dorothea als Beispiel an, wie leicht man sich zum Glauben verleiten lasse, jedes interessante Faktum werde auch auf den Brettern so erscheinen.

II. Der epische Stoff.

Man hat gezweifelt, welcher Dichtart Hermann und Dorothea angehöre. Goethe selbst, der dem Wesen der Tragödie und des Epos nachgeforscht hatte*), trug kein Bedenken, es als Epos zu bezeichnen, worin ihm Schiller und Humboldt beistimmten. Letzterer nahm in seinen 1799 erschienenen, eine weite Aussicht eröffnenden ästhetischen Versuchen den Charakter einer bürgerlichen Epopöe dafür in Anspruch, wogegen Jean Paul es nur als epische Idylle gelten ließ, als welches es auch Cholevius in seiner zuerst 1863 erschienenen anspruchsvollen „ästhetischen und historischen Einleitung nebst fortlaufender Erklärung" nachweisen wollte. Es wäre ein schlechtes Zeichen für den reinen Kunstcharakter des Gedichtes, läge diese Meinungsverschiedenheit in ihm selbst begründet: aber man darf ihm nur den strengen Begriff beider Dichtarten entgegenhalten, um sich zu überzeugen, daß es keineswegs zwischen ihnen schwankt. Die Idylle ist dichterische Schilderung eines Zustandes behaglichen Vollglückes. Sie erzählt nicht die Entwicklung der Dinge, sondern schildert ein Bild; sie stellt keine Handlung dar, die

*) Vgl. meinen Aufsatz im „Goethe-Jahrbuch" III, 143—158.

aus dem Streben und Gegenstreben der Charaktere hervorgeht, sondern legt einen Zustand auseinander; sie führt uns nicht in die Welt ein, sondern aus ihr heraus, in einen abgelegenen Winkel, wo der Mensch, dem wild drängenden Getriebe des Lebens fremd, in ruhiger Beschränkung sich behaglich gefällt; sie ruht auf keinem umfassenden Hintergrunde, sondern ist ein abgeschlossenes Einzelgemälde; sie fließt nicht nothwendig in ununterbrochener Erzählung ab, sondern zerfällt, ist sie von bedeutenderm Umfang, in einzelne, durch kleinere oder größere Zeiträume geschiedene Abschnitte. Schon Vossens Luise entspricht diesem Charakter nicht durchweg; denn die überraschend plötzliche, die Gemüther bewegende Trauung des Paares ist mit dem Wesen der einen ruhigen Zustand schildernden Idylle kaum zu vereinigen, um nicht der später eingeschobenen lehrhaften Auslassung gegen die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen und mancher Anklänge an das ferne Welttreiben zu gedenken. Hermann und Dorothea hat auch nicht den geringsten Zug der Idylle; denn wir finden hier nicht Schilderung, sondern Erzählung, keinen Zustand, sondern eine Handlung, und zwar keine für sich rund abgeschnittene, sondern eine solche die sich auf dem Boden eines bestimmten Weltkreises entwickelt, der nicht in stiller Behaglichkeit ruht, sondern sich geltend zu machen sucht, ja durch eine von außen eindringende Gewalt mächtig bewegt wird, und entwickelt sich auch die Handlung in leichtem Abflusse, so geschieht es doch nicht ohne lebhafte Aufregung. Hier haben wir gerade alle Eigenschaften des Epos.

Das Wesen dieser Dichtart besteht in der dichterischen Erzählung einer eine Seite des menschlichen Wesens offenbarenden in sich abgeschlossenen Handlung, welche sich auf dem Grunde

eines in lebendiger Anschaulichkeit hervortretenden Weltkreises entwickelt. Dieser Weltkreis ist nun entweder (was für den Dichter am vortheilhaftesten, da er so den reichsten Glanz zu entfalten vermag) ein heroischer, worin ein mächtiges Heldenthum hervortritt, oder er gehört dem bürgerlichen Leben an; und so hat man, da die Wahl jenes Weltkreises auf den ganzen Charakter des epischen Gedichtes den allerwesentlichsten Einfluß übt, zwei Arten des Epos zu unterscheiden, das heroische, zu dem auch das romantische gehört, und das bürgerliche. Die einzelne in diesem Weltkreise hervortretende Handlung muß ganz im Wesen desselben wurzeln, sich mit ihm zu unlösbarer Einheit zusammenschlingen; Charaktere, Stimmungen und Handlungen müssen aus ihm hervorwachsen, aus ihm Nahrung und Leben saugen. Die epische Handlung entwickelt sich in ruhigem Verlauf, während die dramatische zu rascher Entscheidung hindrängt; stellt uns das Drama den Kampf einer mächtigen, von leidenschaftlicher Glut hingerissenen Natur mit dem Schicksal dar, so soll im Epos eine Seite des menschlichen Wesens in einer ruhig sich entwickelnden, wenn auch spannenden Handlung sich hervorthun und uns einen Blick in die Triebe gestatten, welche die Menschenbrust gewaltig bewegen. Aus dem Wesen der Erzählung im Gegensatz zur persönlichen Darstellung des Dramas ergibt sich, welche Darstellungsmittel dem Epos zu Gebote stehen. Wirkt der Dramatiker nur durch gegenwärtig auftretende Personen, deren mächtige Leidenschaften und Kämpfe unmittelbar vor uns sich entwickeln, so soll der Epiker eine ganz vergangene, von der Gegenwart geschiedene Welt in ruhiger, klar entfaltender, sinnlich belebter, durchsichtig gestalteter Ausführung dadurch vergegenwärtigen, daß er überall zur lebendigen

Anschauung spricht, nur solcher Züge und Farben sich bedient, welche, indem sie selbst deutlich hervortreten, auch die Zustände und Gestalten in helles Licht setzen, so daß seine ganze Darstellung von Leben und Bewegung erfüllt wird.

Betrachten wir unser Gedicht nach den gegebenen Bestimmungen, so ist der Weltkreis, in welchen der Dichter uns einführt, das deutsche Bürgerleben am Ende des vorigen Jahrhunderts. Voß hatte zu seiner Luise einen für den Dichter scheinbar viel lohnendern und ergiebigern Lebenskreis gewählt, da er uns die in stiller, von einer gewissen edlen Würde getragener Einfachheit lebende Familie eines alten evangelischen Pfarrers vorführt, von welchem ein milder Glanz sich über seine ganze Umgebung ergießt — ein Lebenskreis, der auch von andern Dichtern mit entschiedener Vorliebe dargestellt wurde, wie in Goldsmiths Landpfarrer und im Jubelsenior unseres Jean Paul, der auch in seinen Flegeljahren mit sinniger Liebe die Seligkeit eines schwedischen Pfarrers ausgemalt hat. Allein das Patriarchalische, welches einem alten Dorfpfarrer anhaftet und unter einem gewissen aufgetragenen Glanze seines dem Irdischen mehr abgewandten biblischen Berufes die frischen, rein menschlichen Gefühle verdeckt, was freilich bei dem Pfarrer von Grünau, kaum zum Vortheil der Dichtung, nicht der Fall ist, konnte unsern überall auf den natürlichen Menschen gerichteten Dichter nicht anziehen, abgesehen davon, daß ein solcher Kreis viel zu beschränkt scheinen mußte, als daß ihm ein sinnlich bewegtes Leben zu entsprießen vermöchte. Dagegen sah er sich schon durch den überkommenen Stoff auf das deutsche Bürgerleben hingewiesen, in welchem sich ihm die ganze Fülle, Innigkeit und Tüchtigkeit unseres Volkscharakters erschloß. Den glücklichsten Träger hierfür bot ihm

das Leben einer kleinen, zwischen Landbau und Gewerbthätigkeit getheilten Stadt, wo die Menschen noch der Natur nahe und von der feinern, alles überwuchernden Bildung entfernt genug leben, um ihr frisches, eigenthümliches Gepräge rein zu erhalten*), dagegen auch von der reichen Kraft der den Geist spannenden Bildung berührt werden, sodaß sie durch ein edles Streben nach außen lebhaften Antheil erregen. Wir haben es hier mit den sogenannten Honoratioren einer Landstadt zu thun, welche uns der Dichter mit sprechender Naturwahrheit schildert, aber freilich immer in dichterisch verklärter, der Gemeinheit des Lebens entrückter Gestalt; denn fehlt es auch nicht an manchen Zügen, die durch ein eigenthümliches Schlaglicht die Charaktere überraschend hervortreten lassen, so hat der Dichter es doch vermieden, durch eine Masse von Eigenheiten, wie sie gerade solchen Bewohnern von Landstädten anzukleben pflegen, das Bild, statt es lebendig hervorzuheben, in die gemeine Wirklichkeit herabzuziehen. Die deutsche Kleinstädterei in ihrer Lächerlichkeit bloß zustellen, wie später Kotzebue that, lag ihm fern; statt sich in derartigen Schilderungen zu ergehn, beschränkte er sich auf wenige Personen, aus denen, bei aller Verschiedenheit und bei manchen Schwächen, doch echt deutsche Tüchtigkeit und Innigkeit, ein schlichter, gerader, auf Recht und Billigkeit haltender Sinn, ruhige Verständigkeit, reine Gemüthlichkeit, behagliche Häuslichkeit uns ansprechen.

---

*) „Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht", wie es in der Elegie Hermann und Dorothea heißt. Der Pfarrer preist im fünften Gesange den Bürger des kleinen Städtchens, welcher ländlich Gewerbe mit Bürgergewerbe paare.

Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket,
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter.

Betrachten wir eingehender die hier auftretenden Personen, so konnte die Verschiedenheit des Alters nicht ohne Einfluß auf ihre Charakteristik bleiben. Vom Pfarrer heißt es ausdrücklich, er sei „ein Jüngling, näher dem Manne“, wonach wir ihm ein Alter von einigen dreißig Jahren um so sicherer zuschreiben müssen, als er selbst anderwärts sagt, von Jugend auf habe er Hermann gekannt. Hermanns Vater hat sich gleich nach dem Brande vor zwanzig Jahren mit seiner Gattin verlobt; aber seiner ganzen Darstellung nach muß er über vierzig Jahre alt sein, so daß er erst im Anfange der Zwanziger seine viel jüngere Gattin heimgeführt haben kann, wogegen Hermann umgekehrt in Dorotheen eine ein paar Jahre ältere Gattin findet.*)

Ueber das Alter des Apothekers fehlt jede bestimmte Hindeutung, doch müssen wir nach seiner ganzen Erscheinung ihm etwa zehn Jahre mehr zuerkennen. Sein höheres Alter gibt sich besonders in dem grämlichen Schelten auf die Gegenwart zu erkennen, wogegen man freilich bemerken kann, der Philister zeige frühe solche Züge des Alters. Er kann nicht unterlassen, den guten frühern Brauch zu preisen, daß jedes Geschäft nach seiner Weise vollbracht und die Brautwerbung vorsichtig durch einen Hausfreund eingeleitet wurde; er weiß sich in den hohen Lohn nicht zu finden, den die Arbeitsleute jetzt fordern; der neue Kunstgeschmack ist ihm ein Greuel. In seiner Jugend hat auch er auf äußere Zierde viel gehalten, wie denn seine Apotheke mit dem Gasthof zum goldenen Löwen sich damals vor allen Häusern

*) Man könnte den Ausdruck „vor zwanzig Jahren“ unbestimmt fassen wollen, so daß der Brand ein paar Jahre länger verlitten wäre, widerspräche nicht die bestimmte Aeußerung der Mutter im zweiten Gesange:

Zwanzig Jahre sinds nun; es war ein Sonntag, wie heute.

auszeichnete, auch seine Gartenanlagen allgemein bewundert wurden. Allein mit der Zeit ist ihm die Freude daran vergangen, wie seine Sparsamkeit, nach einer natürlichen Neigung der höhern Jahre, immer zugenommen hat. Alles betrachtet er jetzt von der grämlichen Seite, die er auch in der Unterhaltung hervorkehrt. Die übrigen dem Apotheker gegebenen Züge schließen sich hiermit zu einem lebendigen Ganzen zusammen. Von Natur trocken und lehrhaft, findet er ein großes Vergnügen daran, seine Weisheit auszukramen, wobei er es an körnigen Sprüchen nicht fehlen läßt; so gedenkt er einmal der Devise des Kaisers Augustus*), und wir hören ihn eine Anekdote aus seiner Jugendzeit einflechten, die weniger bezeichnend für diese ist als sein Gefallen daran seine beschränktere Ansicht verräth. Wie er sich gern reden hört, mit behaglicher Breite sich in Erzählungen und Betrachtungen ergeht, so bildet er sich auf seine bedächtige Vorsicht viel ein, freut sich, Proben seiner Umsicht und Klugheit ablegen zu können, wie er sich denn auch erbietet, seinen geringen Verstand zum Nutzen der lieben Nachbarn zu brauchen. Geht ihm der belebende Geist der Liebe völlig ab, so ist er doch von Natur gutmüthig, gern bereit, sich gefällig zu erweisen, und wenn seine Ansicht der Dinge auch höchst beschränkt und einseitig erscheint, so erkennen wir in ihm doch einen fest auf sich ruhenden Charakter, der auf seinen Grundsätzen mit steifer Zähigkeit beharrt. Er ist ein echt deutscher beschränkter Philister, der sich in das Leben eingesponnen hat und in seinem gewohnten Geleise nur immer fort-

*) Eile mit Weile, das bekannte Festina lente. Augustus soll das entsprechende griechische Sprichwort immer im Munde geführt haben, besonders von der Heerführung im Kriege, wie er sich auch mancher Aussprüche ähnlichen Sinnes bediente.

wandeln möchte. Aus seinem Städtchen ist er kaum herausgekommen, sonst würde er wohl auch seiner draußen gemachten Erfahrungen oder einzelner Erlebnisse seiner Wanderungen gedenken; das Geschäft seines Vaters hat er, wie er es überkommen, redlich fortgeführt, ohne es weiter zu bringen. Wie glücklich würde er sich fühlen, stände die Welt still, da alle Neuerungen ihm von Herzen zuwider sind! Die jetzt gar eingetretenen gefährlichen Zeiten beunruhigen ihn auf das äußerste, so daß er längst, obgleich vorab noch nichts zu fürchten steht, seine besten Sachen zusammengepackt hat, um im Nothfalle sogleich die Flucht zu ergreifen. Von echt vaterländischem Gefühl finden wir unsern Apotheker ganz verlassen, jede höhere Ansicht der Dinge geht ihm ab, kein edles Feuer belebt seine Brust; bei seinem eigensüchtigen Hängen an sich und seinem Besitze spricht sich doch, wenn ihm auch das hohe Glück eines ehelichen Liebes- und Lebensbundes ein verschlossenes Geheimniß bleibt, die liebevolle Anhänglichkeit an seine heimgegangenen Eltern wohlthuend aus. Mit besonderer Lust gedenkt er der klugen Weise, wie sein seliger Vater, dessen treues Abbild wir in dem halbgebildeten pedantischen Sohne vor uns zu sehn glauben, ihm die Wurzel aller Ungeduld ausgerissen habe, und von den goldenen Ketten seiner seligen Mutter hat er noch nichts verkauft, so daß wir ihn wenigstens hierin an das altehrwürdige deutsche Familienleben angeschlossen finden, das er, wie alles Alte, in seinem Werthe anerkennt, wenn ihn selbst auch seine trockene, ängstlich vorsichtige Natur von der Gründung eines ehelichen Bundes abgehalten hat, zu dem ihn eben kein Trieb des Herzens zog. Und auch als guter Nachbar erscheint er, freilich mehr aus Gewohnheit als aus herzlicher Freundschaft.

Den geraden Gegensatz zu dem halbgebildeten ehelosen Sonderlinge, für den der Dichter keinen bezeichnendern Stand als den eines ältern im gewohnten Schlendrian sich fortschleppenden Apothekers hätte auffinden können, bildet der an Jahren jüngere Gastwirth zum goldenen Löwen, dessen Namen uns der epische Dichter so wenig nennt als den einer der übrigen Personen, ja nicht einmal den des Städtchens selbst, ohne daß die Darstellung dadurch irgend an Individualität verlöre. Wenn der Heldendichter die Namen der Helden nicht hoch genug feiern, nicht oft genug nennen kann, wenn er sie durch mancherlei, besonders auf ihre Abkunft bezügliche Beiwörter und Beziehungen hervorhebt, so läßt der schlichte Ton des bürgerlichen Epos die Menschen nur in ihrer bürgerlichen Stellung ohne Namen sich darstellen, bloß die Hauptträger der Handlung treten als solche mit ihren Namen hervor. Goethe hat dies vortrefflich das ganze Gedicht hindurch befolgt, während in Vossens Luise sogar einige gewöhnliche Personen namentlich genannt werden, wie Jungfer Susanna, die Magd Hedewig, der Knecht Hans, die Bauern Otto Rahn und der jüngere Geldo, ja selbst der Name des Hundes Packan wird uns nicht erlassen.

Ist der Apotheker ein trockener Phlegmatiker, so gibt Hermanns Vater sich als eine sanguinische Natur zu erkennen; ist jener scheu, ängstlich vorsichtig, hält zäh am Bestehenden, so erscheint dieser keck, muthig, unternehmend, ein Mann des Fortschritts, der nicht faul auf seinem Flecke sitzen, sondern vorwärts dringen, immer höher steigen, seine Thatkraft und Einsicht bewähren will. Hatte der Apotheker durch seinen Vater eine gewisse halbe Bildung erhalten, wie er sie an dem kleinen Orte ohne großen Aufwand gewinnen konnte, so war der Wirth hierin

ziemlich vernachlässigt worden, da er sehr frühe zu häuslichen Geschäften, besonders zum Landbau angehalten wurde*), woneben die beschränkte Gastwirthschaft noch wenig bedeuten wollte. Aber ein lebhafter, muthig beherzter Sinn und ein klarer, leicht fassender Verstand hatten den vom Triebe, sich im Leben geltend zu machen, erfüllten Mann rasch emporgehoben. Durch das Unglück, welches das Städtchen vor zwanzig Jahren getroffen, war er nicht niedergeschlagen, vielmehr sein Muth mächtig belebt worden; im frohen Vertrauen auf Gott, der den thätig Strebenden nicht verlasse, hatte er gerade in dem Augenblicke, wo das Haus seines Vaters bis auf das Thorgewölbe niedergebrannt war, sich zur Verbindung mit der Tochter seines Nachbars, dessen Haus gleichfalls von der Flamme verzehrt worden, frisch entschlossen. Und auf dem, was er mit getrostem Muthe und fester Ausdauer begonnen, hatte des Himmels Segen geruht: seine Wirthschaft, der er sich lebhaft angenommen, hat mit dem neuerstandenen Städtchen einen schönen Aufschwung genommen, sein Weingeschäft sich bald weiter ausgedehnt. Jährliche Reisen, die er zum Einkauf unternahm, hatten ihn in die nahe Rheingegend geführt, so daß er Frankfurt, das vor fast hundert Jahren neu erbaute Mannheim und Straßburg sah. Von diesen Reisen brachte der von Bildungstrieb belebte Mann, dessen äußere Verhältnisse sich immer glücklicher gestalteten, neue Anschauungen in seine Vaterstadt mit, die ihn als einen der wohlhabendsten

---

*) Im vierten Gesange wird von einem Ahnherrn berichtet, der als würdiger Bürgermeister die Erlaubniß erhalten, ein Pförtchen aus dem Garten in die Stadtmauer zu brechen. So hatte Hermanns Vater ein würdiges Vorbild, dessen gelegentliche Erwähnung man besonders gern aus seinem Munde vernehmen würde. Doch scheint dieser Zug nur zum dortigen Zweck gedichtet.

und einsichtigsten Bürger in den Rath zog. Schon sechsmal ist er zum Abgeordneten für das Bauamt gewählt worden, seiner Thätigkeit verdankt die Stadt manche Verbesserung; sein Eifer hat auch die übrigen Rathsmitglieder mit fortgerissen, so daß alle sich jetzt lebhaft des Fortschritts annehmen, ja man hat bereits den Bau einer das Städtchen mit der großen Straße in Verbindung setzenden Chaussée beschlossen. Nicht wenig thut er sich auf die Rathswürde und seine Verdienste um die Stadt zu Gute, mit einem bedenklichen Blicke auf das anwachsende Geschlecht, das, wie er fürchtet, keine gleiche Thätigkeit entfalten werde. Dies ist eine eben so verzeiliche Schwäche, wie daß er den Verdruß, den ihm manchmal der Widerstand seiner Amtsgenossen verursacht, zu Hause unzeitig ausläßt. Auch sonst bricht sein heftiges Wesen zuweilen aus, besonders nach Tisch, in Folge des behaglich genossenen Weines, den er als echter Deutscher liebt. Von Natur ist er gemütlich, allen schönen menschlichen Gefühlen zugänglich, durch ein gutes Wort leicht bestimmbar, wie denn besonders seine Gattin den Polterer, dessen Launen sie kennt, wohl zu begütigen und zu rechter Zeit zur Anerkennung seines Unrechts zu bringen weiß. Als Wirth versteht er es, den Anforderungen der Gäste bestens zu entsprechen, da er es weder an guter Tafel und vortrefflichen Weinen, noch an allen Bequemlichkeiten und zuvorkommendster Freundlichkeit fehlen läßt. Der ehrenvolle Ruf, dessen sein Gasthof sich deshalb in dem Städtchen zu erfreuen hat, schmeichelt seiner Eigenliebe. Wie sich diese äußerlich in einer bedächtigen, behaglich sich breit machenden Würde zeigt, die dem wohlgenährten Manne (nur mit Mühe kann der Pfarrer ihm den Trauring vom „rundlichen" Finger ziehen) oft hinter seinem Rücken den Spott muthwilliger Knaben zu=

zieht, so verlangt sein Selbstgefühl ein freundliches Entgegenkommen und hält auf einen gewissen Schein, wie wir dies von dem mit ehrfurchtsvoller Liebe an ihm hängenden Sohne hören, der in dieser Beziehung am wenigsten dem Wunsche des Vaters genügen konnte:

> Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
> Wünschet äußere Zeichen der Liebe, so wie der Verehrung,
> Und er würde vielleicht vom schlechteren Diener befriedigt,
> Der dies wüßte zu nutzen, und würde dem besseren gram sein.

Gern möchte er, daß Hermann, der eine glücklichere Jugend als er selbst genossen, sich gleich ihm hervorthäte, den Glanz seines Hauses vermehrte, ihm eine gebildete, wohlhabende Schwiegertochter zuführte, die durch ihre Liebenswürdigkeit und geistreiche, die Gebildeten der Stadt anziehende Unterhaltung sein Alter zum Lohn für so viele Mühe erfreute.*) Deshalb sähe er nichts lieber, als wenn dieser sich mit einer der Töchter des von Haus aus reichen ihm gegenüber wohnenden Kaufmanns verbände, dessen Wohlstand durch Fabriken und weite Handelsverbindungen tagtäglich zunimmt, so daß er der bei weitem angesehenste Mann des Ortes geworden. Daß Hermanns schüchternes, langsames Wesen seinen darauf bezüglichen Erwartungen nicht entsprechen will, gereicht ihm zum bittern Aerger, den er nur zu oft gegen diesen ausläßt, doch kann seine innige Liebe zum Sohne sich auch hier nicht verleugnen: seine schöne, hohe Gestalt und seine

---

*) Spielen soll sie mir auch das Klavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln.

Im zweiten Verse hat man irrig nach sich aus Rücksicht auf Sinn und Vers bei mir einschieben wollen. Offenbar ist zu „versammeln" ein „dabei", d. h. dem Klavierspiel, zu denken, da dem Wirthe die von Hermann erwähnten Sonntagsabende im Hause des reichen Kaufmanns vorschweben.

Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen, vor allem im Bändigen der selbstgezogenen Hengste vor der neuen schönen Kutsche, erfüllen ihn mit stolzer Freude. Erscheint Hermanns Vater trotz seiner ihn uns näher bringenden kleinen Schwächen als thätiger Bürger und Gemeinderath, als wackerer Wirth, als liebevoller Gatte und Vater, als eine bei aller gemessenen Würde und der ihn beherrschenden Ehrsucht gemüthliche Natur, so müssen wir ihm auch das Lob eines echt vaterländisch gesinnten, von der Tüchtigkeit unseres Volkes durchdrungenen Deutschen zuerkennen. Mit fast heiligem Staunen hat er stets die Fluten des deutschen Rheinstromes betrachtet, die ihm Sinn und Gemüth erhoben; jetzt verehrt er in ihm, nicht ohne tiefen Schmerz, daß die Franken schon in das linksrheinische deutsche Land eingebrochen, einen Wall wider die Feinde, gegen welche die Natur und die Macht der verbündeten Deutschen das Vaterland schützen werden.*) Daß der Dichter den Vater Hermanns gerade zu einem Gastwirth und zugleich zu einem begüterten Eigenthümer macht, der das meiste durch eigene Anstrengung erworben, muß für einen der glücklichsten Griffe gelten: denn als Gastwirth hatte dieser Gelegenheit, beim Mangel aller Bildung, seine natürliche Gewandtheit und Beweglichkeit, die mit einer gewissen Würde wohl verträglich erscheint, glücklich zu entfalten, und sein mühsam erworbenes Besitzthum gibt ihm sichere Selbständigkeit, entschiedene Festigkeit und ruhiges Vertrauen. Kein anderer Stand, weder

---

*) I, 194 f. Verbreitet, nach beiden Seite sich ausbreitend, um eine starke Wehr zu bilden. Schiller hatte im vorigen Jahre in den Xenien den Rhein als Wacht Deutschlands mit den Spottversen bedacht:

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

der Kaufmann und Fabrikherr noch der bloße Landwirth oder irgend ein sonstiger Gewerbtreibender, würde hier so wohl an der Stelle sein.

Auf das engste ist mit Hermanns Vater die Mutter verwachsen, in welcher uns der Dichter ein wunderbares Bild der treuen, sorgsamen Hausfrau, der guten, innigst liebenden Mutter, des rein fühlenden, verständig lenkenden Weibes, in dessen Seele sich die Welt klar und licht abspiegelt, mit den einfachsten, tief sich einprägenden Zügen entworfen hat. Von ihrer frühern Bildung und den Verhältnissen ihrer Eltern erhalten wir keine Andeutung: und dies mit vollstem Rechte, da die reine weibliche Natur sich mehr von innen heraus gestaltet, als daß Bildung und äußere Verhältnisse, die freilich oft verkümmernd eingreifen, sie wesentlich bestimmten. Nur eine für ihr ganzes Leben bedeutende, nie aus dem Gedächtnisse der liebenden Gattin schwindende, in ihr Dasein unauflöslich verschlungene Erinneruug ihrer Vergangenheit wird bei glücklich sich darbietender Veranlassung geschildert, der Augenblick, wo das unschuldige, bloß von kindischen Wünschen bewegte Lieschen*), durch das gewaltige Unglück, welches auch ihr Haus getroffen hat, aufgeregt, aber nicht niedergeworfen, die ersten Liebeszeichen ihres Gatten empfing, dessen Werben sie noch gar nicht verstand. Seit dieser Zeit ist sie diesem stets die sorgsamste Hausfrau, wie dem ihr bald geschenkten Sohne die innigste, ihn warm im Herzen tragende Mutter gewesen. Ueberall erscheint sie als das kluge, sorgsam verständige Weib,

*) Nur hier nennt der Dichter, und zwar durch den Mund des diese Geschichte erzählenden Gatten, sie mit ihrem Vornamen, den er, wie bei Goetzens Hausfrau, nebst allen Hauptzügen von seiner geliebten Mutter hernahm, welche Wieland mit gutem Recht die Königin der Weiber nannte.

das keinen Schritt vergebens thut, seinen Zweck stets mit natürlicher Sicherheit zu erreichen weiß; für jedes Bedürfniß sorgt sie aufs pünktlichste, nichts entgeht ihrem alles bedenkenden, die Zeit mit klugem Bedacht ausnutzenden, auch nicht das Kleinste außer Acht lassenden Sinne. Freilich ist sie nicht frei von hastiger Neugierde, wie sich dies besonders da zeigt, wo sie die allgemeinen Betrachtungen der Freunde, an welchen ihre frische Natur kein Gefallen finden kann, rasch abschneidet, da sie hören möchte, was diese denn eigentlich draußen gesehen, und auch die sorglich hin und her laufende, sich und andere in ängstlich verwirrter Geschäftigkeit quälende Unruhe hat ihr der Dichter geliehen: aber gerade hierdurch hat er ihr Bild uns menschlich näher gerückt, da diese Schwächen mit ihrer weiblichen Natur, deren Wesen in sinnlich lebhafter Gemüthlichkeit besteht, innigst verknüpft sind. Ihren Gatten behandelt sie auf die nachgiebigste, verständigste, seiner Natur gemäße Weise, ohne sich auf die kluge Gewalt, die sie über ihn übt, etwas zu gute zu thun. Gar wohl versteht sie es, von ihm, der durch keine Sorge gestört sein will, alles Unangenehme abzuhalten, auch den geringsten Grund zu irgend einem Mißfallen zu entfernen, auf die unmerklichste, aber alles klug vorsehende Art seinen Anforderungen und stillen Wünschen entgegenzukommen, wie es Goethes ihm liebevoll ergebene Christiane Vulpius that, die auch bei der Gattin in der Elegie Hermann und Dorothea vorschwebt. Freilich kann sie nicht alle Ausbrüche ihres Eheherrn verhüten, sein Unwille schlägt oft unversehens ein; zuweilen sieht sie sich genöthigt, ihm zu seinem eigenen Besten entschieden, aber freundlich entgegenzutreten. Aus dem Munde ihres Gatten sebst hören wir das freilich harte und nur im Eifer gegen Hermann ihm entfahrende Wort:

Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen.*)

Sehr gut weiß sie, daß ihr Gatte manches heftig verlangt, von dessen Ausführung er leicht abzubringen ist, wie er auch das streng Versagte zugibt, wenn man ihm im Guten zuspricht und den rechten Augenblick abwartet; besonders hat sie sich gemerkt, daß der Wein nach Tische ihn zu leidenschaftlichem Widerspruche reizt, wogegen er am Abend milder gestimmt ist, ein begangenes Unrecht leicht einsieht und von seinem Entschlusse abläßt, wenn auch scheinbar mit Widerwillen und nicht ohne launige Hindeutung auf die Gewalt, die man ihm anthue. Ja sie handelt auch wohl einmal ohne seine Erlaubniß, wenn sie seinen dadurch erregten Unwillen leicht zu begütigen hoffen darf. So hat sie ohne weiteres seinen alten Schlafrock, den er nicht gern entbehrt, weggegeben. Wie geschickt sie der Leidenschaft des Gatten gegenüber ihren aus reiner Einsicht des Bessern hervorgehenden Willen durchzusetzen und ihren Eheherrn mild zu beherrschen versteht, das verräth sie uns selbst in ihrer treffenden, durch die Noth veranlaßten Aeußerung:

) So lautet der Vers mit einem offenbaren metrischen Fehler, da er in der Mitte eine überzählige Silbe hat. Goethe wurde mehrfach, besonders durch den jungen Heinrich Voß (vgl. oben S. 36), auf den Fehler aufmerksam gemacht, wollte ihn aber nicht ändern, um demselben nicht sein sprichwörtliches Ansehen und den leichten Fluß zu nehmen, besonders da auch der große Metriker Fr. A. Wolf ihn aus Paradoxie nicht verdammte. Daß er die überzählige Silbe auch sonst sich gestattet hatte, sahen wir oben (vgl. S. 28), aber er hatte sie in allen übrigen Fällen abgestellt, hier wollte er, wie er sich launig äußerte, „die siebenfüßige Bestie als Wahrzeichen" stehn lassen, da er den Vers für siebenfüßig hielt, wodurch er noch viel schlimmer würde, aber in der Ausgabe letzter Hand wurde das überflüssige „und" weggelassen, was Riemer (Mittheilungen II, 586) sonderbar übersah. Leichter wäre die Aenderung: „Ungerecht bleibet der Mann." Noch Viktor Hehn a. a. O. S. 180 meint, der Vers mit der überzähligen Silbe sei kein unrechter deutscher Hexameter!

Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen oft von dem Wege:
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt, zu ihrem Zweck zu gelangen*),

was sie auf schönste Weise dadurch bewährt, daß sie die Einwilligung des Vaters zur Verbindung Hermanns mit dem fremden, auf der Flucht begriffenen Mädchen herbeizuführen weiß. Gerade ihres Sohnes wegen hat sie viele Kämpfe mit dem Gatten zu bestehn, der dessen Wesen verkennt und ihm manche ungerechte Vorwürfe macht, wo sie denn häufig die Vermittlerin machen muß, da jeder von beiden auf seinem Sinne beharrt.

Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegeneinander!
Unbewegt und stolz, will keiner dem andern sich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen.

Schon als Knaben hat sie ihren Hermann vielfach gegen die Scheltreden des Vaters in Schutz nehmen müssen, weil dieser Anforderungen an ihn stellte, die dessen stille, scheue, in sich verschlossene Natur nicht erfüllen konnte. Mit den Jahren ist des Vaters Unmuth gestiegen; immer mehr ärgert es ihn, daß seinem Hermann jedes Streben, sich äußerlich geltend zu machen, abgeht, er sich scheu ganz auf sich und die Arbeiten des Landbaues zurückzieht, wobei er nur an der Pflege der schönen Pferde besondere Lust zeigt. Im Gegensatze zur beschränkten Ansicht des Vaters, der Sohn müsse sich nach seinem Kopfe bilden, nimmt sie mit gesundem Sinne sich des Rechtes der freien, eigenthüm-

---

*) Das wiederholte geschickt bleibt anstößig. An zweiter Stelle könnte man es adverbial nehmen, wäre nicht das Komma nach Umweg überliefert.

lichen Entwicklung an, da jeder eigene Gaben besitze, die man heranzubilden suchen müsse (wie es Goethe bei Fritz von Stein und seinem eigenen Sohne zu thun bestrebt war), da jeder nur auf seine Weise gut und glücklich werden könne; man müsse seiner Kinder, so wie Gott sie gegeben, sich erfreuen*), sie nach ihren Anlagen erziehen, nicht eigensinnig nach seinem Kopfe umgestalten wollen. Die eben so starke und innige als zarte und reine Liebe zu ihrem einzigen Hermann läßt sie tief in sein Herz und seine Seele schauen. So erkennt sie als seine Bestimmung die Wahrung des Hauses und die Bestellung des Feldes; sie lebt der Ueberzeugung, daß er diese brav und wacker erfüllen, ein trefflicher Wirth, ein Muster für Bürger und Bauern, ja mit seinem klaren, tüchtigen Verstande auch im Rathe an seiner Stelle sein werde. So weiß denn ihr fein ahnender Sinn auch aus Hermanns verstellten, seine Absicht verdeckenden Worten das, was ihn eigentlich bewegt, sicher herauszufinden. Was Dorothea so treffend wahr ausspricht, daß das Weib durch Dienen zur Herrschaft gelange, bewährt Hermanns Mutter aufs schönste. Obgleich von früh bis spät beschäftigt und den Launen des heftigen Gatten ausgesetzt, dessen Mißverhältniß zum Sohne sie auszugleichen bemüht sein muß, ist sie es doch eigentlich, die das Haus mit milder Gewalt beherrscht; die Erfüllung dieser ihrer Bestimmung läßt sie mit reiner Heiterkeit sich angelegen sein. Wie freut sich ihr Herz, wenn sie das volle Wachsthum in Garten und Feld anschaut, wie empfindet sie die Lust des reichen Herbstes schon im voraus, wo die Weinlese, „die schönste der Ernten", jubelnd gefeiert werden wird, wie gereicht es ihr zur

*) Haben und lieben. Haben steht hier vom vollen Genusse des Besitzes.

Wonne, wenn sie ihrem guten Gatten und dessen Freunden den herrlichen Rheinwein in geschliffener Flasche sammt den grünen Römern in das kühle Sommerstübchen bringt und auf ihre Gespräche horchen kann! Mit dieser stillen Heiterkeit und der entschlossenen Sicherheit ihres Wesens verpaart sich tiefe Gemüthlichkeit, die nicht allein ihr so inniges Verhältniß zu Hermann bekundet, in welchem ihr mütterliches Herz aufgeht, sondern sich auch in ihrer mitleidigen Mildthätigkeit und den ihr so leicht in die Augen kommenden Thränen zu erkennen gibt. Alle diese vortrefflichen Eigenschaften, die zu vollstem Einklang zusammenstimmen, fließen aus ihrer reinen Weiblichkeit, aus der tiefen Innerlichkeit ihres Gemüthes, das sie allein beherrscht und als sicherer Leitstern ihr überall vorleuchtet. Dem Dichter schwebte hierbei fast in allen Zügen das Bild seiner Mutter vor, der es, „weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, auch niemals an Hülfsmitteln fehlte, das Vorgesetzte und Erwünschte zu bewerkstelligen“, wogegen er zur Darstellung des Wirthes von seinem würdig ernsten, pedantisch nüchternen, leicht aufbrausenden Vater nur weniges benutzen konnte.

Zeigen uns Hermanns Eltern die echt deutsche, auf Tüchtigkeit und Innigkeit beruhende Häuslichkeit, so vertritt der Pfarrer die reine, aus edler Bildung hervorgehende deutsche Humanität, welche, über alle Beschränkungen des Lebens erhaben, unverrückt dem Wahren und Guten zugewandt bleibt, die immer auf den Kern dringt, sich nicht vom oberflächlichen Schein täuschen läßt, so daß er in anderer Weise als Hermanns Vater in entschiedenen Gegensatz zum Apotheker tritt, dem er auch häufig genug seine höhere Ansicht der Dinge entgegenhält. Wir vernehmen ganz gelegentlich,

daß er einen jungen, mit Absicht nicht näher bezeichneten Baron als Hofmeister nach Straßburg begleitet hat, um seine Studien dort freier fortsetzen zu können. Ein längerer Verkehr mit der Familie seines Zöglings, den wir voraussetzen dürfen, mußte nicht weniger fördernd auf ihn wirken als der Aufenthalt in einer großen, bildungsreichen Universitätsstadt, die freilich schon seit hundert Jahren dem deutschen Reich entrissen, aber deutschen Sitten und deutschem Leben nicht entfremdet war. Der Dichter schildert uns gleich bei seiner ersten Einführung den „edlen, verständigen Pfarrherrn" als die Zierde der Stadt, einen Jüngling, näher dem Manne; er habe das Leben und das Bedürfniß seiner Zuhörer erkannt und sei vom hohen Werthe der heiligen Schriften, die das Geschick der Menschen und ihre Gesinnungen enthüllen*), durchdrungen gewesen, habe aber auch die besten weltlichen Schriften gelesen. Wenn Vossens Pfarrer von Grünau, der freilich auch Washingtons und Franklins mit Begeisterung gedenkt, die griechischen Dichter fast andächtig verehrte und im Gegensatze zu den glaubensstarren und gemüthlosen Eiferern sich zu dem freien Christenthum edler Geistesbildung bekennt, ja von Rationalismus nicht frei ist, wenn dieser von biblischen Sprüchen übersprudelt und es an Hindeutungen auf christliche Lieder und Bücher bei ihm nicht fehlt, so unterläßt unser humanistischer Pfarrer, aus dem überall reine Menschlichkeit, heitere Milde und

*) Eben diese Seite ist es auch, von welcher ihm die Schriften des alten Bundes besonders werth sind, wie unserm Dichter selbst, der die Bibel für das Buch der Völker erklärte, weil sie „die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstelle, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpfe und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklungen, nothwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführe".

edler Drang zu werkthätiger Förderung des Guten sprechen, jede predigermäßige Berufung auf gangbare, schon durch den Gewohnheitsgebrauch abgenutzte Bibelworte, und wenn er gelegentlich des Josua und Moses gedenkt, so geschieht dies nur in weltgeschichtlicher Beziehung.*) Dagegen ist unser Pfarrer reich, nicht an den in Vossens Luise so reich eingestreuten Sprichwörtern, sondern an Sprüchen wahrer Lebensweisheit, womit er meist der gewöhnlichen oberflächlichen Beurtheilung der Dinge entgegentritt, wie sie der Apotheker vorbringt, dessen trockene, überall in geschwätziger Breite eingestreute Erfahrungssätze in entschiedenstem Gegensatze zu jenen gereiften, tief in das Wesen der Dinge greifenden Wahrheiten stehen. So nimmt er sich der unschädlichen Triebe an, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, insonderheit der Neugierde und des rasch das Traurige vergessenden Leichtsinns; so faßt er auch die Lust, im Alten zu verharren, neben dem Streben zum Bessern, Höhern oder wenigstens Neuen als einen anerkennungswerthen Naturzug; so hebt er bedeutsam hervor, daß wahre Tugend und Menschen-

*) Der Richter erinnert in der Erwiderung auf die Rede des Pfarrers an den Herrn, der dem Moses im Feuerbusch erschienen, und an den Auszug der Israeliten aus Aegypten, wo der Herr am Tage als eine Wolken-, bei Nacht als eine Feuersäule vor ihnen hergegangen. Sonst hat unser Gedicht nur eine Anspielung auf eine biblische Stelle, in Hermanns Worten (IV, 220 ff.):

Und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwähleten Mann folgt,
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter nnd Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einzig geliebte, davonziehn,

worin der Spruch: „Der Mensch wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen", eigenthümlich gewendet ist. Vossens Pfarrer sagt bei der Trauung:

Sein (Gottes) ist auch das Gebot, des Liebenden: „Vater und Mutter
Soll verlassen der Mensch, daß Mann und Weib sich vereinen."

liebe sich in schrecklicher Zeit durch manche schöne und edle That glänzend bewähre; so mißbilligt er es, daß man den Tod als Schrecken den Menschen entgegenhalte, da er vielmehr als rührendes Bild den Frommen stärken, den Weisen zum rüstigen Handeln antreiben, und so beiden zum Leben, zu wahrer Förderung ihrer menschlichen Entwicklung gedeihen müsse — jene hochedle Weisheit, deren Ausspruch bei Goethes Bestattung in dessen Wohnung allen so greifend vor Augen stand. Ueberall fließen ihm Mund und Herz von würdigen Lehren der Weisheit über, ja er thut darin des Guten zu viel, so daß seine Sprüche zuweilen nicht ganz an gehöriger Stelle eintreten, und er in anderer Weise als der Pfarrer von Grünau etwas pedantisch erscheint: allein auch dieser Zug ist weit entfernt, sein Bild zu entstellen, vielmehr führt er dasselbe uns menschlich näher, da wir uns einen evangelischen Pfarrer einer Landstadt kaum ohne den überall sich aufdrängenden salbungsvollen Predigerton denken können. Doch wie wohlthätig sehen wir ihn unter den Bürgern wirken, wie vertritt er bei ihnen überall die höhere Ansicht der Dinge, wie stärkt er sie im Glauben, wie weiß er sie voll Vertrauen an sich anzuschließen, wie erscheint er als echter Diener des Herrn, der auch des Seinigen nicht schont, wo es gilt, sich den Unglücklichen mildthätig zu erzeigen! Ueberall im entschiedenen Gegensatz zu dem nur sich allein bedenkenden Apotheker, der, als er dem Zuge der bedrängten Flüchtlinge entgegengeht, nur Pfeife und Tabak mitnimmt, wogegen der Pfarrer nicht bloß Silbergeld, sondern auch ein Goldstück zu sich steckt, und dieses freigebig sogleich ausspendet. Wie sehr er sich der aufwachsenden Jugend annimmt und ihr Vertrauen zu erwerben weiß, sehen wir an Hermann, welcher, als der Apotheker sich nach dem fremden

Mädchen erkundigen will, die Mitbetheiligung des Pfarrers ernstlich verlangt. Seine Menschenkenntniß, seine Gewandtheit, Schwierigkeiten zu überwinden, die Ausgleichung zu vermitteln, den als gut erkannten Zweck zu erreichen, bewährt er überall. Schon im Knaben hat er Hermanns Charakter, der nur das ihm Gemäße mit Sicherheit ergreift, richtig erkannt, und ihn darnach zu behandeln gewußt. Kaum ist dieser in das Zimmer getreten, als er die in ihm vorgegangene Veränderung erkennt, vermag er auch nicht gleich ihren Grund zu entdecken. Dem Schelten des Alten über die Eigenwilligkeit von Frau und Sohn, wie seiner entschiedenen Weigerung, eine arme bäuerische Schwiegertochter ins Haus zu nehmen, setzt er die schöne Anerkennung des ruhig wirkenden Bürgers entgegen, ja ernst bedeutet er ihn, den Sohn in seiner Wahl nicht zu beschränken. Und als dieser seinen Entschluß ausgesprochen, die Fremde zu heiraten oder auf jede Vermählung für immer zu verzichten, da tritt der Pfarrer mit der ganzen Würde seines geistlichen Berufes entschieden hervor, um den Alten auf die Wichtigkeit dieses Augenblicks hinzuweisen und seine Entschließung förderlichst zu lenken. Liebt er es auch nicht, wie der so selbstgefällige Apotheker, das Wort an sich zu reißen, so weiß er doch stets an der rechten Stelle einzutreten, und dabei alle zur Erreichung seines Zieles führenden Schritte zu thun, wogegen der Apotheker in solchen Fällen schweigt und nebenher läuft. Bei der Erkundigung nach dem fremden Mädchen wendet er sich gleich an den rechten Mann, dessen ganzes Wesen ihm Zutrauen einflößt, von dem er die Wahrheit zu erfahren hoffen darf; auch geht er nicht hastig auf seinen Zweck los, sondern sucht, ohne seine Absicht zu verrathen, unmerklich der Sache auf den Grund zu kommen. Am Schlusse steigert er absichtlich die

Verwirrung, um Dorotheens Charakter, den er wohl durchschaut, sich ganz entfalten, sie ihre innerste Gesinnung aussprechen zu lassen, worauf er sofort zur Verlobung schreitet, indem er, rasch entschlossen, ähnlich, aber doch in anderer Weise als Vossens Pfarrer von Grünau, den Augenblick ergreift. So sehen wir im Pfarrer den segensvoll wirkenden Freund seiner Gemeinde, dessen ganzes Wesen auf reiner Menschlichkeit, auf edler Bildung des Geistes und Herzens ruht, wenn er auch, wie alle hier auftretenden Personen, dem feinen Weltton fremd ist. Die Frage, wer dem Dichter als Urbild zu seinem Pfarrer gedient, ist ebenso unberechtigt wie bei dem Apotheker. Die Gestalten wuchsen ihm aus der Dichtung hervor, mochten ihm auch einzelne Züge von protestantischen und katholischen Geistlichen vorschweben.*)

Neben diesen Hauptgestalten, die uns das Bild deutscher

*) Zu den in letzter Zeit ausgeheckten Neuigkeiten gehört auch die Aufstellung, der Pfarrer, der einmal Prediger heißt, sei ein katholischer Geistlicher. Zur Einführung eines katholischen Geistlichen konnte Goethe nur durch einen besondern Grund bestimmt werden, den er dann auch entschieden hervortreten lassen mußte. Nun aber betrachtete es Goethe als bezeichnend, daß der Katholizismus nur an das Jenseits sich halte, während der Protestantismus auf das diesseitige Leben mit lebhaftem Antheil zu wirken suche. Da hätte denn der Geistliche jedenfalls Protestant sein müssen, wenn er hierbei überhaupt die Konfession berücksichtigt hätte. Der protestantische Dichter dachte sich einen protestantischen Geistlichen. Freilich kannte und schätzte er manche tüchtige katholische Geistlichen, die auch auf das weltliche Leben förderlich wirkten, und er selbst hatte im vorigen Jahre in seinen Unterhaltungen einen katholischen Geistlichen vortheilhaft eingeführt, aber zur Wahl eines katholischen Pfarrers konnte ihn dies hier nicht veranlassen. Daß sein Pfarrer unverheirathet sei, folgt daraus noch nicht, daß Frau und Kinder nicht erwähnt werden, und hätte Goethe darauf besondere Bedeutung gelegt, so würde dies in irgend einer Weise angedeutet sein. Der Unfug, überall persönliche Modelle zu suchen, hat nun gar zu der Thorheit verleitet, in unserm Pfarrer ein Bild Herders zu erkennen.

Tüchtigkeit, Innigkeit, reiner Bildung und Menschlichkeit lebhaft vor die Seele stellen, wird in der Darstellung unseres Landstädtchens nur noch der Familie des reichen Kaufmanns und des dort verkehrenden Kreises gedacht. Dieser ist der erste Kaufmann des Ortes, wonach seine ganze Einrichtung dem neuesten Geschmack entspricht. Sein großes, nicht neugebautes, nur erneuertes Haus nimmt sich mit der weißen Stuckatur in grünen Feldern ganz prächtig aus, die Fenster glänzen von großen Scheiben*), sein Wagen ist ein Landauer.**) Bei ihm versammeln sich Sonntags die gebildetsten und angesehensten Leute des Städtchens, besonders die kaufmännische Jugend, angezogen durch die drei musikalisch gebildeten Töchter des Hauses. Der scheue, schlichte Hermann ist den Mädchen, die den feinen Artigkeiten der jungen Herrn, der „frisirten Handelsbübchen, um die halbseiden im Sommer das Läppchen [der modische kurze, leichte Rock von Halbseide] herumhängt", gern horchen, nur ein Gegenstand des Spottes, und auch der Alte, der auf schmuckes Aeußeres und feine Weltbildung hält, läßt seinen Witz an ihm aus. So treten wir hier in einen der feinern Bildung der großen Stadt nachstrebenden Kreis der allmählich sich hebenden Kaufmannschaft, der sich über die alte Einfachheit hinwegsetzt, wobei es freilich

*) Die Tafeln (III, 83) sind nicht die Scheiben, sondern die viereckigen, durch Stäbe gemachten Abtheilungen der Fenster. Der Ausdruck ist neu, aber anschaulich bezeichnend.

**) „Er war in Landau verfertigt" (I, 56) soll den Wagen als Landauer bezeichnen. Aber diese Wagen führen den Namen davon, daß sie zuerst in dem pomphaften Aufzug erschienen, in welchem Kaiser Joseph I. 1702 bei der Belagerung Landaus erschien. Goethe selbst kam 1775 in einem herzoglichen zu Straßburg verfertigten Landauer nach Weimar. Auch befand sich Landau seit dem rastadter Frieden (1714) in den Händen der Franzosen.

nur zu einer gewissen Halbheit kommt, wie denn die Geschichte von Hermanns Verspottung zu Ostern nichts weniger als fein ist. Die Familie des gleichfalls nach äußerer Bildung ringenden, aber durch sein Geschäft beschränkten Acker- und Gastwirths tritt durch diesen Gegensatz als anmuthiges Bild deutscher Tüchtigkeit und Innigkeit bestimmter hervor. Das Städtchen selbst, das seit seinem Unglück einen raschen Aufschwung genommen, zeigt uns das gemüthliche deutsche Gemeinwesen, das noch auf guter alter Grundlage ruht, wenn auch die neuere Zeit nicht ohne Einfluß auf das dortige Leben geblieben, wie sich dies im veränderten Kunstgeschmack, in der Forderung, immer im vollen Anzug zu erscheinen*), und in der Sitte ausspricht, daß jeder selbsteigen sich um die Braut bewirbt.

Nahe an dieses friedlich trauliche deutsche Bürgerleben schlägt nun die wilde Brandung des in Deutschland eingefallenen, durch die Umwälzung wild aufgeregten französischen Volkes, freilich nicht unmittelbar, aber in ihren traurigen Folgen, da hier der Zug linksrheinischer, vor den wilden Frankenhorden flüchtender Deutschen mit all ihrem diese Jahre über erduldeten, sie aus den Fugen des gesicherten bürgerlichen Lebens herausreißenden Unheil an uns vorübergeführt wird. Erfreuen sich die Bewohner des Städtchens behaglichen

*) Neben dem seinen französischen Ursprung nicht verleugnenden Oberrock, dem „Sürtout", nennt der Wirth den sogenannten polnischen Rock, die mit Schnüren besetzte, die Mitte zwischen Ober- und Leibrock haltende „Pekesche", wie sie jüngere Leute damals und noch später trugen. In ihrer ursprünglichen Gestalt als Pelzüberrock hatte sie vom ungarischen Kriegsobersten Bekes (Bekesch gesprochen) unter Stefan Batori (starb 1579), der sie aufgebracht haben soll, den Namen empfangen. Voß ließ in der ersten Fassung der Luise selbst den jungen Pfarrer in der „Pikesche" erscheinen.

Genusses, so sehen wir in der flüchtigen Gemeinde ein Bild ärgster Noth, unter welcher auch Kinder, Weiber- und Greise hülflos leiden. Die linksrheinischen Deutschen, die mit den nachbarlichen Franken in näherer Verbindung gestanden, hatten sich von ihren feinen Sitten und ihrer Bildung manches angeeignet. Dorothea, die von Jugend auf der äußern Zierde nicht fremd gewesen, berichtet (VIII, 42—47):

Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten,
Hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl sie den Seinen.
Und so brachten bei uns auf deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen nnd Knixchen
Segenswünsche ben Eltern und hielten sittlich den Tag aus.*)

Das neuerwachte Leben mußte bei den zu freiern staatsbürgerlichen Ansichten gebildeten, Frankreich nähern Deutschen den lebendigsten Anklang finden. Voll jubelnder Freude über den helltagenden Morgen der goldenen Freiheit schlossen sie sich an diese, die als Befreier der Völker, als Verkünder der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit**) heranrückten, ihnen Freiheit,

---

*) Dem Dichter schwebte hierbei sein Erlebnis in Sivry vor, wo die Kinder abends, ehe sie zu Bette gingen, „sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll näherten, sich verneigten, ihnen die Hand küßten und mit wünschenswerther Anmuth sagten: Bon soir, Papa! Bon soir, Mama!“ — Die frühern Zeiten deuten auf die jetzt eingetretene arge Verwilderung. — Für sittlich fordert der neuere Sprachgebrauch sittig.

**) Goethes Richter nennt neben den Menschenrechten („dem Rechte der Menschen, das allen gemein sei“) die „begeisternde“ Freiheit und die „löbliche“ Gleichheit. Die Gleichheit vor dem Gesetze hält er für ein erreichbares Gut, wogegen das Streben nach Gleichheit ein Trugbild sei, für das man sich in einem schönen Rausche begeistert habe. Der Mensch solle ja nicht von Freiheit sprechen, als könne er sich selber regieren.

Schutz des Eigenthums und eine eigene Regierung versprachen. Daß die Franzosen durch den Einfall der Deutschen gereizt worden, dieses zu vergelten*), wird mit derselben dichterischen Freiheit übergangen, welche das Ueberschreiten des Rheins von Seiten der Franzosen verschweigt und auch sonst manches zweckgemäß umgebildet hat. Bei der allgemeinen Begeisterung waren gerade die Edelsten am lebhaftesten ergriffen.**) Die Franken hatten sich bald aller Herzen gewonnen, und so trug man denn willig auch die durch ihre Anwesenheit verursachten Lasten. Aber nur zu bald traten in Frankreich an die Stelle der Edlen sittlich verdorbene Menschen, die, ihrer eigenmächtigen Gier hingegeben, bloß des Vortheils wegen um die Herrschaft stritten, wobei sie sich gegenseitig vernichteten. Diese wollten auch die Deutschen, denen man Freiheit und Selbständigkeit versprochen hatte, zu ihrem Zwecke ausbeuten; sie schickten ihre Leute mit dem Auswurf des Volkes, die nur prassend genießen und durch Bedrückungen aller Art sich bereichern wollten. Die Uebermacht war zu groß, als daß die Unterdrückten, auf deren Klagen niemand hörte, sich des unerträglichen Joches hätten entledigen können, doch schwur sich jeder, beim ersten günstigen Augenblick die ihm zugefügte herbe Beleidigung und den „Verlust der

---

*) Auch in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten heißt es, „das Heer der Franken sei durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland eingebrochen".

**) Sah doch Goethe noch im November 1792 bei Jacobi in Pempelfort Lafayette und Mirabeaus Büsten, wie er selbst mit einiger Uebertreibung sagt, „göttlich verehrt". „So seltsam schwankte damals schon die Gesinnung der Deutschen", fügt er hinzu. Seine mainzer Freunde verleugneten nicht ganz „republikanische Ansichten", wie er bereits im August fand.

doppelt**) betrogenen Hoffnung" zu rächen. Noch schlimmer wurde es, als nach dem Siege der Deutschen die Franzosen sich eiligst zurückziehen mußten, da sie noch zu guter Letzt in dem ehemals deutschen Lande um so grausamer wütheten, als sie es zu verlassen genöthigt waren. Leider trieben die unerträgliche Noth und die schmähliche Verwüstung das unglückliche Volk zur Rache, besonders da das Glück der deutschen Waffen und die Furcht der sich zurückziehenden Franken den Muth belebten. Auf einmal stand das Volk gerüstet da, überfiel die gehaßten auf dem Rückzuge begriffenen Fremdlinge und letzte sich an ihrem Blute. Doch nur zu bald wandte sich das Kriegsglück. Da wüthete denn die Rache der wiederkehrenden Franken von neuem im unglücklichen Lande, dessen Bewohner vor ihnen flohen. Auf dieser Flucht führt die große Straße eben den Zug, der bereits eine längere Strecke zurückgelegt hat, nahe an Hermanns Städtchen vorbei. Wohin er sich zu wenden beabsichtigt, ist nicht angedeutet, obgleich die Flüchtigen nicht aufs Gerathewohl sich immer weiter von ihrer Heimath entfernen können, da die vom Richter ausgesprochene Hoffnung der Rückkehr sie in der Nähe festhalten muß. Diesen kleinen Mißstand hat der Dichter durch lebhafte Darstellung zu verdecken gewußt.

Wir haben die Zustände der Flüchtlinge seit dem Anfange der französischen Umwälzung nach den Andeutungen des Dichters

---

*) Doppelt, stark, außerordentlich. Vgl. IX, 287 „der doppelte Schmerz des neuen Verlustes". Aehnlich braucht Goethe sonst „doppelt gefährdet", „doppelt betroffen", „doppelt verhaßt" (Iphigenie IV, 3, 23), „doppelt schöner" („schmeckt doppelt schön" hat Hagedorn), „doppelt sauer", „doppeltes Leben" u. a., wie auch die gewöhnliche Sprache, besonders das Sprichwort, doppelt, auch doppelt und dreifach hat. Das letztere hat Goethe später in den Wanderjahren mit auffallender Vorliebe gebraucht.

geschildert, der nur nicht des erneuerten Vorrückens der Franken als der Ursache der jetzigen Flucht ausdrücklich gedenkt, sie bloß in den Worten des Richters andeutet, die künftige Gefahr habe die grimmige Wuth der Sache nicht aufzuhalten vermocht. Die Schicksale der linksrheinischen Deutschen sind mit großem Sinne in mächtig ergreifenden Zügen dargestellt, kleine geschichtliche Einzelheiten, die sie stören würden, mit Geschick übergangen oder umgestaltet. Der Anschluß so vieler begeisterten Deutschen an die französischen Freiheitsideen und ihre Republik ist mit wohlthuender Milde behandelt, das Ganze zu einem erschütternden Gemälde des unendlichen Unheils erhoben, welches die sittlich entarteten Franken den durch die Verkündigung der höchsten und edelsten Güter getäuschten Deutschen brachten. Wie der Dichter den von ihm mitgemachten und in seinem selbstverschuldeten unseligen Ausgange später beschriebenen Zug in die Champagne als unmittelbare Veranlassung der französischen Ueberschwemmung Deutschlands übergehn mußte, so ist die schreckliche Rache an den abziehenden Franken frei hinzugedichtet, um die jetzige Flucht zu begründen.

Das Schicksal jener von höhern Ideen ergriffenen linksrheinischen Deutschen, die in Folge eines unseligen Schicksals in kurzer Zeit Heimat und Besitz verloren haben, tritt im Gegensatz zu dem ruhigen, wenn auch beschränkten Glücke der im Aufschwung begriffenen, freilich auch vor zwanzig Jahren hart heimgesuchten Landstadt um so ergreifender hervor. Wenn in Hermanns Städtchen nur Familien- und Gemeindeangelegenheiten lebhafte Aufregung hervorzubringen vermögen, so sehen wir die linksrheinischen Deutschen von den neuen Ideen der Zeit lebhaft erregt; es war dies nicht bloß Sache des Kopfes und der Rednerei,

sondern des Gemüthes und des tiefsten Gefühls, wie denn Deutschlands edelste Männer, unter den Dichtern allen voran Klopstock, mit feuriger Begeisterung die goldene Morgenröthe eines neutagenden Lebens begrüßten, während freilich Goethe selbst den Umsturz mit banger Besorgniß betrachtete. In dieser Zeit, wo das Höchste, was der Mensch sich denkt, nah und erreichbar schien,

> Da war jedem die Zunge gelöst, es sprachen die Greise,
> Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Als herrliches Beispiel jener edlen, auf echtem Grunde ruhenden deutschen Begeisterung tritt, freilich erst am Schlusse in Dorotheens Erinnerung, deren Bräutigam hervor, der, vom wärmsten Eifer für die Sache der Freiheit beseelt, nach Paris eilte, um sich unmittelbar an dem den Völkern die glücklichste Wiedergeburt, die Erhebung zu reinster Menschlichkeit verkündenden Freistaate zu betheiligen. Nur zu bald erkannte er, daß die von niedrigen Leidenschaften ergriffenen Machthaber, nicht Freiheit, sondern Unterdrückung im Sinne hatten; deshalb war sein edler, auf das Wohl der Menschheit gerichteter Sinn ihnen verhaßt, und so mußte er auf der Guillotine als Opfer der Schreckensherrschaft fallen.*) An die Erneuerung der Welt hatte er nicht

*) Zu der Annahme, es schwebe hierbei der edle Georg Forster vor, den Goethe trotz seiner abweichenden politischen Ansichten und seines verderblichen Einflusses in Mainz immer sehr hoch hielt und seinen frühen Tod bedauerte, ist die Aehnlichkeit nicht bedeutend genug. Forster starb nicht unter der Guillotine, sondern voll Gram über seine schreckliche Enttäuschung. Noch viel weniger kann dem Dichter jener junge Mann von Estain im Sinne gelegen haben, der von Paris, „wohin ihn die allgemeinen Gesinnungen getrieben hatten, aus Pietät zu seinen Eltern zurückkehrte und sich seines Entweichens wegen schon in das Sünden- und Todtenregister geschrieben sieht", wie Goethe in der Campagne in Frank-

ohne trübe Ahnung, die aber seinen glühend dem Höchsten und Edelsten zugewandten Willen nicht hemmen konnte, Leben und Liebe gesetzt — ein wahrer Bürger eines auf Freiheit und Menschlichkeit gegründeten Staatslebens, der gerade Gegensatz zum ruhig und behaglich Haus und Hof wahrenden Familienvater.

Wie dieser rein glühende Jüngling seinen thatkräftiger Wirksamkeit zugewandten Freiheitsdrang mit dem Leben büßte, so mußten dessen zurückgebliebene Landsleute statt des gehofften Glückes die Vernichtung des Wohlstandes und die höhnende Kränkung ihrer heiligsten Rechte erleiden. Die schmählich Mißhandelten und Ausgebeuteten wurden auch noch von der verzweifelnden Wuth der Besiegten heimgesucht, als das Kriegsglück sich den Deutschen zuwandte; wildeste Grausamkeit und gierigste den Menschen zum Vieh erniedrigende Roheit feierten da ihre Triumphe. Endlich aber raffte sich das Volk mit Verzweiflungswuth auf und scharte sich zu gemeinsamer Rache zusammen; alle waren eines Sinnes, alle nur ein Wille, eine Hand. Allein wie erhebend es auch war, ein Volk zur Befreiung des Vaterlandes sich einigen, alle andern Rücksichten schweigen, jeden von Muth und Kraft entflammt, ja außer sich gerückt, den Greis verjüngt, Jüngling und Kind über ihr Alter erhoben zu sehn, so entfesselte doch die wild hervorbrechende und grasse Wuth entflammende Rache die ärgsten in der Brust des Menschen schlafenden Leidenschaften. Und die einmal hervorgerufenen wilden Begierden

---

reich erzählt. Eher könnte man an den für die Freiheit hochbegeisterten Lux, den mainzer Clubbisten, denken, der wirklich auf der Guillotine endete. Aber Dorotheens Bräutigam sollte nicht das Abbild eines einzigen der vielen Getäuschten sein, wenn er auch in voller Persönlichkeit hervortritt.

lassen sich nicht so leicht zurückscheuchen. So war denn nicht bloß der Wohlstand jener linksrheinischen Deutschen vernichtet, auch ihre sittliche Grundlage hatte einen schweren Stoß erlitten, das ganze Gebäude ihres menschlichen Daseins war aus seinen Fugen gewichen. Endlich drohte ihnen die Rückkehr der wieder vom Glücke begünstigten Franken, vor welchen alle die Flucht zu ergreifen sich genöthigt sahen. So ist denn eben zu den jahrelang erlittenen schweren Bedrängnissen und Bedrückungen das schlimmste Wehe, der Verlust der Heimat, ein flüchtiges, obdachloses Dasein, hinzugekommen, das Kranke, Greise, Kinder und Weiber aller Noth und allen Entbehrungen des Lebens in schrecklicher Sommerhitze und wirbelndem Staub aussetzt. Die Noth der flüchtigen Gemeinde ist hier zu ergreifender Darstellung gelangt.

Die Unordnung und Verwirrung unter den Ausgewanderten wird im Gegensatz zu der nahe daran gerückten behaglichen Ordnung des glücklichen Städtchens treffend geschildert. Der sämmtliche Hausrath, den sie mitführen, ist auf Wagen und Karren bunt übereinander gepackt, unter ihm vieles, was für sie jetzt ohne Werth und Bedeutung ist, wie sehr es auch im Hause an seiner Stelle unentbehrlich war; dazu schleppen auch noch Kinder und Weiber sich mit mancherlei Bündeln, Körben und Kasten. Die Noth und Verwirrung wird dadurch gesteigert, daß jeder nur für sich und sein Bedürfniß sorgt, um die andern sich nicht kümmert, weil er selbst Beschwerden und Entbehrungen genug zu tragen hat. So sehen wir den einen Wagen rasch am andern vorüberfahren, wodurch die daneben gehenden Weiber und Kinder in Noth gerathen, auch das mitgeführte Vieh und die Hunde aufgeregt werden; ja ein über Gebühr bepackter, oben mit Alten und Kranken besetzter Wagen wird aus dem Geleise gedrängt und

stürzt mit der ganzen Last um*), ohne daß die andern am Leiden der Kranken und Alten Theil nehmen, die am Boden ächzen und jammern, „beschädigt, von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube“. So wird auch im Dorfe das Wasser durch die Schuld der Flüchtlinge getrübt, da jeder nur sich selbst und das nächste Bedürfniß „schnell und rasch“ (ohne Aufenthalt und im Nu) zu befriedigen denkt. Doch in solcher Noth fehlt nicht ein leitender Schutzgeist, der sich der Bedrängten annimmt und durch sein Ansehen den ärgsten Ausschreitungen vorbeugt. Ein solcher ist der Richter (hier Bezeichnung des Ortsvorstehers, des Schulzen), den wir gleich bei seinem ersten Erscheinen einen Streit um die Wagen durch sein Gebot und seine väterlich ernste Mahnung schlichten sehen.**) Sein Bild erhebt sich großartig vor unsern Augen durch das bedeutsame Lob des Pfarrers, der ihn mit Josua und Moses vergleicht (vgl. S. 62). Daß bei den Flüchtlingen sich kein Geistlicher findet, war durch die Vereinfachung der Handlung geboten; auch würde dieser neben dem Pfarrer des Städtchens kaum bedeutend sich hervorgethan haben. Die lebhafte Empfindung, mit welcher der Richter das erlittene

*) I, 114. Verbergen, für das gewöhnliche bergen; denn daran, daß manches im Hause gleichsam versteckt steht, ist nicht zu denken. — I, 121 f. führen nur aus, wie gar nicht zusammengehörende Dinge übereinander liegen. Vgl. oben S. 6. — 136. Uebergepackt, wie Goethe in Prosa oben übermäßig aufgepackt, schwer bepackt sagt. Richtiger steht in den Wanderjahren III, 9 überpackt, das hier wohl nur des Verses, wie überbepackt des Wohlklangs wegen vermieden wurde.

**) Zu dem Ausrufe, ob noch nicht das Unglück sie so gebändigt, daß sie sich endlich verstehen und dulden (V, 198 f.), vgl. in der Campagne in Frankreich: „Nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weise zusammenbrachte!“ In den Unterhaltungen sagt die Baronesse: „Wird die Noth euch nicht duldsam gegen einander machen?“

Unheil der letzten Jahre schildert*), die würdevolle Art, wie er überall sorgend und ordnend eintritt, wie er zwei verlorene Kinder der Mutter zuführt, wie er Dorotheen entläßt, die ihn als einen zweiten Vater verehrt, zeigt uns in ihm einen eben so weisen als wohlwollenden, seine Einsicht und Erfahrung zum allgemeinen Besten aufopfernd verwendenden Mann, der auf dieser Seite dem Pfarrer in dem ruhigen Landstädtchen entspricht. Wenn die Weisheit des Pfarrers mehr durch stille Beobachtung und verständiges Lesen der Bibel und anderer trefflichen Bücher gereift ist, so hat den Richter das bewegte Leben, sein ihn bei den verschiedensten Mißständen und Zerwürfnissen zu wirksamem Eingreifen nöthigendes Amt und der Ernst der gewaltigen Zeit gebildet. Deshalb erscheint sein Auftreten weniger pedantisch und salbungsvoll, entschiedener, persönlicher, leibhafter. Höchst bezeichnend sind für ihn die drei eben so treffenden als nahe liegenden, frisch aus dem Leben gegriffenen Vergleichungen, die ihm der Dichter in den Mund legt, von denen die vom Tausche und Kaufe von Pferden und Vieh (VII, 176 ff.) durch würdige Darstellung treffend gehoben erscheint.

Nimmt im Städtchen besonders das Gasthaus zum goldenen Löwen unsere Theilnahme in Anspruch, so tritt hier als Hauptgruppe die der Wittwe des reichen Besitzers hervor**), die eben

---

*) Das Erscheinen des Herrn im feurigen Busche wird bei Moses ausdrücklich berichtet (2. Mos. 3, 3 ff.), bei Josua nur, daß der Herr zu ihm gesprochen. Vor den aus Aegypten ziehenden Israeliten zog der Herr den Tag über in einer Wolkensäule, daß er sie den rechten Weg führe, nachts in einer Feuersäule, um ihnen zugleich zu leuchten.

**) Als Wittwe haben wir sie zu denken, da ihres Gatten nirgends Erwähnung geschieht; seine Abwesenheit müßte sonst jedenfalls begründet und als weiterer

auf dem Wege niedergekommen ist. Dorothea hat sie im letzten Augenblick, als die Franken schon ganz nahe waren, auf einem mit Stroh belegten Leiterwagen gerettet, da zum Mitnehmen eines Bettes keine Zeit war, ihre Knechte und Mägde, auf eigene Rettung bedacht, sie im Stich gelassen hatten. Allen neugierigen Fragen, die man über die Art ihrer Rettung stellen könnte, hat der Dichter hier um so weniger Rede zu stehn, als dies vor dem Anfangspunkte des Gedichtes liegt, so daß es nicht in lebendiger Anschaulichkeit dargestellt zu werden brauchte. In dem einige Stunden von unserm Städtchen entfernten Dorfe trifft die Wöchnerin mit ihren Töchtern zusammen, denselben Mädchen, die Dorothea einst gegen wildes Gesindel geschützt hat, und auch ihre beiden im Getümmel verlorenen Kinder werden ihr später vom Richter zugeführt. Dorothea hatte diese den Verwandten mitgegeben, um selbst mit der Wittwe langsam nachzukommen, da diese möglichster Ruhe und gemächlicher Fahrt bedurfte.*) Wie viel auch von allen Seiten geschieht, die traurige Lage der Wöchnerin zu erleichtern (die nahen Verwandten bringen ihr mancherlei zu, verschaffen ihr auch eine bessere Wohnung als die Scheune, wo man sie zuerst untergebracht hat), ihr Schicksal bleibt immer sehr hart, da sie mit dem eben geborenen Säugling, den Mädchen und den beiden kleinern Kindern sich in ihrem Ruhe und Pflege fordernden Zustande zur beschwerlichsten Reise genöthigt sieht.

Grund ihrer traurigen Lage angeführt werden. Sie heißt bloß die Frau des reichen Besitzers.

*) Man hat einen Widerspruch darin gesehen, daß Dorothea gegen Hermann die Furcht äußert, die Ihren würden wohl im nächsten Dorfe nicht mehr zu finden, sondern noch weiter gezogen sein, während sie der Frau gegenüber keine solche Furcht ausspreche. Aber sie darf diese eben nicht durch eine solche Sorge beunruhigen.

Wie ließe sich ein bezeichnenderer Gegensatz zu der eines sichern Wohlstandes sich behaglich freuenden Familie des Gastwirthes zum goldenen Löwen denken, der mit dem ganzen Städtchen eben der gesegnetsten Ernte entgegensieht!

In der Darstellung der Flucht stimmen die beiden ersten Gesänge nicht mit den vier letzten überein — ein nur bei genauerer Betrachtung störender Widerspruch, der sich daraus erklärt, daß der Schluß erst mehrere Monate später ausgeführt wurde. Aus der Art, wie der Apotheker die Auswanderer beschreibt, die noch in der Unordnung der ersten Bestürzung sind, wie auch aus der von Hermann berichteten Aeußerung Dorotheens ersieht man, daß die Auswanderer erst heute geflohen sind, wonach denn Hermanns Städtchen nicht weit vom Rheine entfernt liegen kann, was auch dessen Bemerkung im vierten Gesang andeutet, daß der Feind so nahe sei. Dagegen muß nach den letzten Gesängen die Flucht schon mehrere Tage gedauert haben, wie sich am deutlichsten aus Dorotheens Bemerkung ergibt, sie habe die Nacht, Donner, Regen und Sturm schon ertragen, „auf der traurigen Flucht und nah am verfolgenden Feinde". Wir möchten kaum annehmen, daß Goethe sich diesen Widerspruch absichtlich gestattet hatte, wie er ähnliche Widrsprüche zu dichterischen Zwecken für erlaubt hielt, er sie bei Shakespeare und andern Dichtern vertheidigte, glauben vielmehr, daß er ihm selbst entgangen.

Wenden wir uns zu der auf dem Boden des bezeichneten Weltkreises und aus ihm heraus sich entwickelnden Handlung, so liegt diese in der auf wunderbare Weise erfolgenden Verbindung des Bürgerssohnes mit der flüchtigen Fremden. Gehen wir zunächst auf die Charaktere der allein mit Namen bezeichneten Hauptpersonen ein, wie sie beide sich ihrem Kreise gemäß ent=

wickelt haben. Hermann ist eine tief innerliche, von reinem Gemüth beseelte, dem äußern Schein abgewandte, nur aus sich heraus wirkende, für die Familie geschaffene deutsche Natur, die in sich verschlossen ruht, nur im rechten Augenblick in ihrer ganzen Macht, in dem ganzen Reichthum des Herzens und Geistes hervortritt. Als Knaben sehen wir ihn in der Schule zurückbleiben, weil alles, was rein äußerlich an ihn herantritt, ihm widerstrebt, er es nicht lebendig in sich aufnehmen kann; leichte Auffassung geht ihm in gleicher Weise ab wie hastig rege Wißbegierde und die Sucht, mit Kenntnissen zu prunken, es andern zuvorzuthun. Hierdurch ruft er die Unzufriedenheit des Vaters hervor, der gern mit dem Sohne glänzen und alle übrigen ausstechen möchte, aber sein polterndes Schelten scheucht diesen noch tiefer in sich zurück. Freilich läßt er es, um des Vaters dringenden Anforderungen zu genügen, an Fleiß nicht fehlen, aber ohne besondern Erfolg, wenn wir auch die leidenschaftliche Aeußerung des Alten, er habe in der Schule immer zu unterst gesessen, als eine Uebertreibung seines Eifers ansehn dürfen. Im Umgange mit den Alters- und Spielgenossen mußte eine solche Natur mehr still und ernst als aufgeregt und muthwillig erscheinen. Auch hier konnte sich seine Gutmüthigkeit nicht verleugnen, ward aber nur zu häufig mißbraucht und schlecht vergolten; geduldig ließ er manches über sich ergehn, und da er sich äußerlich nicht hervorzuthun wußte, sondern sich auf sich selbst zurückzog, galt er für beschränkt, so daß er das Stichblatt des Witzes war. Sein Widerwille gegen zugefügtes Unrecht tritt uns in der edlen Weise hervor, wie er beim Spiele am Marktbrunnen die schwächern Mädchen gegen die wilden Angriffe der Knaben in Schutz nahm. Vor allem durfte man ihm den Vater, seinen durch würdevolle Be-

dächtigkeit auffallenden Gang und seine altfränkische Tracht nicht bespotten; dann kannte sein Zorn keine Grenze, so daß die Spötter ihr Gelüste unter seinen derben Schlägen und Tritten bitter büßen mußten. Seine Verehrung des Vaters, dessen Wort und Wille ihm unverbrüchliches Gesetz ist, wie die tiefe, innige Liebe zur Mutter, ohne deren Wissen er noch als reifer Jüngling nicht das Haus verläßt, um ihr nicht unnöthige Sorge zu bereiten, deuten auf die edlen Grundlagen dieser durchaus häuslichen, für wahres Familienglück gebildeten Natur. Hat Hermann in der Schule nur geringe Fortschritte gemacht, so ziehen ihn dagegen die häuslichen Arbeiten, besonders die Ackerwirthschaft, lebhaft an; er betreibt sie mit äußerster Sorgfalt und kräftiger Gewandtheit, er scheut sich vor keiner Arbeit und Mühe, da er gerade hierin seinen Beruf findet. Der Vater wünschte dagegen, er möchte sich äußerlich als schmucker, feiner Wirthssohn hervorthun, sich durch Artigkeit seines Betragens beliebt machen und bald durch eine reiche, angesehene Heirat sein Haus heben. Dazu aber können ihn alle Scheltreden nicht bringen, die er mit Geduld hinnimmt, wie sehr er auch fühlt, daß er sie nicht verdient, da der Vater von ihm etwas seiner Natur Fremdes verlangt. Niemand sucht weniger durch äußern Putz zu gefallen, sich an rauschenden Vergnügungen zu ergetzen, bei den Mädchen den Feinen und Angenehmen zu spielen: nur das Tüchtige, Wackere zieht ihn an, Haus, Acker und Stall liegen ihm allein am Herzen, und eine Fahrt mit seinen schönen, als Fohlen gekauften und sorgsam herangezogenen Hengsten geht ihm über alle Vergnügungen. Der Vater hat ihm immerfort angelegen, sich um eine Tochter des reichen Kaufmanns zu bewerben, und Hermann hatte, obgleich der beseligende, eine neue Welt hervorzaubernde

Strahl inniger Herzensliebe noch nicht in seine Brust gefallen war, wirklich daran gedacht, sich mit der jüngsten Tochter, die ihn am meisten anzog, nach dem Willen des Vaters zu verbinden. Aber wie sehr hatte er sich in Minchen getäuscht! Auch sie hielt mit ihren beiden Schwestern ihn zum Besten, spottete über seine unmodische, bäurische Erscheinung, ja sie wußte sich vor Lachen nicht zu lassen, als er, um hinter den flinken Burschen äußerlich nicht zurückzustehn, einmal wohl frisirt und im neuen, feinen, freilich vom Leibschneider des Hauses nicht nach der neuesten Mode zugestutzten Rocke sich sehn ließ. Die bittere Verhöhnung, die ihm seine steife Ungewandtheit und die Unkenntniß der neuen Oper, der im Jahre 1790 geschriebenen, mit unendlichem Jubel allerwärts aufgenommenen Zauberflöte*), in ihrem Hause zuzog, regte sein ganzes schmählich verkanntes Wesen schmerzlich auf, so daß er jeden weitern Gedanken an eine solche seiner unwürdige Verbindung aufgab. Goethe durfte es wagen, seinen Hermann selbst von seiner in der feinen Gesellschaft gezeigten linkischen Ungewandtheit erzählen zu lassen, ohne zu fürchten, daß er dadurch ein zu unvortheilhaftes Licht auf ihn werfe.**) Ist Hermann ja in dem Augenblick, wo er dies erzählt, schon ein anderer Mensch geworden, und gerade dadurch, daß wir seine jetzige entschlossene Gewandtheit und Sicherheit im Gegensatz zu

*) In Weimar wurde sie zuerst am 16. Januar 1794 aufgeführt. Manche Lieder aus ihr sang man zum Klavier.

*) Daß Hermanns Eltern von dem ganzen Vorfall nichts wissen und erst nach so langer Zeit davon hören, ist eine der kleinen Unwahrscheinlichkeiten, über die sich der Dichter leicht hinwegsetzen darf, wenn er sie durch die Kunst der Darstellung verbirgt. Der Mutter wenigstens konnte Hermann unmöglich den Vorfall verschweigen, und daß er seit jenem Tage seine Besuche im Hause des Kaufmanns einstellte, mußte beiden Eltern auffallen.

der bisherigen ängstlichen Scheu und beklommenen Ungelenkheit hervortreten sehen, erscheint die Wunderkraft der Liebe, welche die noch unentwickelt ruhende Natur gezeitigt hat, im glänzendsten Licht. Hermann, dessen endliche Bewerbung um ein wohlhabendes, gebildetes Mädchen der Vater in der letzten Zeit vielfach dringend gewünscht, ist eben neunzehn Jahre alt, wogegen Dorothea, deren Bräutigam im Anfang der französischen Umwälzung nach Paris eilte, wenigstens vier Jahr älter zu denken ist. Daß gerade eine so tiefe, in sich verschlossene Natur, wie Hermann, von der Neigung zu einem etwas ältern, mehr verständigen als gefühlvollen Mädchen hingerissen wird, ist recht bezeichnend.

Hermann gegenüber, der aus dem häuslichen deutschen Leben hervorgegangen ist, dessen beschränktes, aber tief inniges und gemüthliches, echt tüchtiges und redliches Wesen in ihm sich verkörpert, tritt uns in Dorotheen der höhere, dem Leben mit entschiedenem Bewußtsein und freiem Muthe zugewandte Sinn der linksrheinischen Deutschen entgegen, freilich durch die traurigen Ereignisse erschüttert, aber nicht gebrochen, sondern gestählt. Ist Hermann scheu und in sich verschlossen, so zeigt uns Dorothea einen freien, offenen Geist, welcher die Menschen und ihre Beziehungen mit reiner Verständigkeit beurtheilt; erscheint jener äußerlich ungeschickt und beengt, so bewährt sie leichteste Gewandtheit, das Leben zu erfassen, muthig und sicher aufzutreten, sich den Verhältnissen anzupassen oder diese selbst sich möglichst günstig zu gestalten; ist Hermanns Bestreben auf das Haus und die Seinigen beschränkt, so hat Dorothea einen großen, weiten Blick über die Schicksale der Menschen, die sie in ihrer schön und rein fühlenden Brust mitempfindet. Von ihren Eltern erfahren wir nichts, dagegen finden

wir eines in einer kleinen Stadt wohnenden durch die traurigen Zeiten in äußerste Bekümmerniß gesetzten alten Verwandten gedacht, den sie bis zum Tode gepflegt hat. Hiernach war sie wohl, frühe verwaist, bei diesem wohlhabenden Verwandten auferzogen worden, ganz im Gegensatze zu Hermann, welcher sich eines glücklichen, freilich durch den polternden Vater etwas getrübten Familienlebens erfreute, in welchem die Liebe der mit unendlicher Innigkeit an ihm hängenden Mutter allbelebend wirkte, wenn ihm auch das Schicksal eine Schwester versagt hatte (die einzige Tochter war frühe gestorben), die mit milder Zartheit des Jünglings Seele umschlungen, mit dem Dufte der Anmuth sie süß angeweht hätte, was auch die reinste Mutterliebe nicht vermag. Wenn Hermanns Städtchen und besonders der Wohlstand seines Vaters mit den Jahren stetig gedieh, so sollte die heranreifende Jungfrau die bittern Drangsale erfahren, welche der Anschluß an die Franken dem Städtchen ihres Verwandten brachte, der, über die großen Verluste und die drohende Vernichtung auch des letzten Restes seines Besitzthums tief bekümmert, in eine Krankheit verfiel, die ihn unter ihrer treu sich hingebenden Pflege bald dahin raffte. Doch dies war nicht ihr einziger Verlust, ein anderer, tiefer einschneidender Schmerz hatte bereits ihr innerstes Herz zerrissen. Wenn Hermann sich erst spät der Liebe erschließt, so war Dorothea frühe von herzlicher Neigung zu einem edlen, für das Wohl der Menschheit feurig begeisterten Jüngling innerlich ergriffen worden, in dessen Liebe ihr hoher Sinn sich reich entfaltete, an dessen Brust sie, fern von jeder schwachen Gefühlsschwärmerei, ein neues, im innigsten Zusammenklingen ihrer für einander geschaffenen Seelen vollströmendes Leben empfand.*)

*) Daß wir über das äußere Verhältniß ihres Geliebten nicht mehr erfahren,

Allein die Begeisterung für die verheißene Freiheit riß ihn aus ihren Armen, der Drang, für die Menschheit zu wirken, trieb ihn nach Paris: und wie hätte ihre hohe Seele, die ganz von begeisterter Bewunderung des von den reinen Urbildern freier Menschheit erfüllten Geliebten durchglüht war, sich dem ihn unwiderstehlich fortreißenden Glutstrom zu widersetzen vermocht! Mit dem rührenden Ausdrucke seines Gefühls, daß jetzt, wo mehr als je alles auf der Welt schwanke, der Mensch mit gefaßtem männlichen Muthe dem Drange seines Innern folgen und kräftig eingreifen, sein Leben für die Erringung der höchsten Güter einsetzen müsse, schied er aus ihren Armen: und sie hatte den Muth, das Unvermeidliche standhaft zu ertragen. Als er dann zu Paris seinem Freiheitssinne zum Opfer fiel, da er dort, wie zu Hause, Willkür und Ränke bekämpfte, wußte sie den erschütternden Schmerz zu bewältigen; sie fand Trost und Stärke in dem Gedanken, daß er dem heiligen Ruf seiner Pflicht mit dem Bewußtsein gefolgt, jetzt gelte es Sieg oder Tod. Und seine letzte Mahnung, sollte er fallen, mit gleichem Muthe, wie er selbst, Glück und Unglück gefaßt zu tragen, mit Dank und edlem Sinne, was das Schicksal ihr Gutes biete, zu genießen, aber ja nicht auf den Bestand des Glücks zu hoffen, das Leben nicht höher zu schätzen als jedes andere Gut — sie hat dieses Vermächtniß des rein und groß vor ihrer Seele lebenden Geliebten sich tief ins Herz geprägt. So sehen wir sie denn, nachdem sie den alten Verwandten bis zu seinem Tode treu gepflegt, sich nicht scheu aus dem Leben zurückziehen, sie begibt sich zu andern Verwandten auf einem großen Gute, wo sie eine reiche häusliche und wirth-

---

fällt gar nicht auf, da die Mittheilung über diesen erst am Ende der Dichtung in einem hochbewegten Augenblick erfolgt.

schaftliche Thätigkeit entfaltet, sich durch Verstand, Herzlichkeit und Treue allgemeine Achtung und Liebe gewinnt. Hier sollte sie auch zuerst Gelegenheit finden, ihre Geistesgegenwart und ihren beherzten Muth in dringender Gefahr zu bewähren. Denn zur Zeit, wo alle Männer ausgezogen waren, um Rache an den flüchtigen Franken zu nehmen, wurde der einsame Hof von einem „Trupp verlaufnen Gesindels"*) überfallen, der, als er die „schön erwachsene Jungfrau" neben den fast noch im Kindesalter stehenden Töchtern des Gutsbesitzers erblickte, von wilder Begier ergriffen, sich ihrer zur Befriedigung viehischer Lust bemächtigen wollte.

Aber sie riß dem einen sogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber, doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof und harrte der Hülfe bewaffnet.

Ein so feinsinniger Mann, wie wir ihn in W. von Humboldt verehren, nahm an unserer Stelle Anstoß, weil sie ihm den gleichförmigen Strom des ganzen übrigen Gedichtes zu unterbrechen schien. „Es ist nicht", bemerkt er, „daß diese Handlung, auch außerdem, daß sie in den Begebenheiten unserer Zeit wirklich gewesen ist, nicht auch die vollkommenste poetische Wahrheit hätte, nicht daß eine falsche und dem Geiste dieses Gedichts ganz und gar zuwiderlaufende Delikatesse das Blutvergießen durch die

*) Man denkt hierbei zunächst an französische Nachzügler, doch steht auch nichts im Wege, sonstiges bewaffnetes Raubgesindel zu verstehn, das sich die allgemeine Verwirrung und den Auszug der Männer zu Nutze macht, um den einsamen Hof auszuplündern. Freilich ist das erstere vorzuziehen. Eine genauere Bezeichnung wäre jedenfalls wünschenswerth gewesen. Gerade dadurch, daß es „Gesindel" ist, welches auf keinen Widerstand gerechnet hat, verliert die Heldenthat Dorotheens alle Unwahrscheinlichkeit.

Hand eines Mädchens unerträglich machte. Aber jener Eindruck ist einmal nicht wegzuleugnen; es haben ihn mehrere Leser erfahren, und er scheint daher nicht blos subjektiv zu sein." Den Grund desselben fand er darin, daß es der Einbildungskraft schwer halte, von dem bisherigen Bilde Dorotheens zu der bewaffnet die Feinde vor sich hintreibenden, einen derselben niederstreckenden Jungfrau überzugehn und von dieser wieder zu jenem zurückzukehren, auch Handlungen der Noth, in denen mehr der Drang der Umstände als die Energie des Charakters das thätige Motiv bilde, sehr wenig zu einer dichterischen Behandlung geeignet seien. Hierbei dürfte der bedeutende Umstand übersehen sein, daß die Geschichte keineswegs von Dorotheen erzählt wird, wenn auch der Pfarrer gleich nach der Erzählung in der Jungfrau Hermanns Geliebte ahnt; erst später, als das Bild jener blutigen Nothwehr nicht mehr in aller Schärfe vor uns steht, erhalten wir die Gewißheit, daß jenes heldenmüthige Mädchen Dorothea sei. Und mag es immer gegründet sein, daß ein solcher Heroismus der Noth zu einer dichterischen Darstellung sich nicht eigene, so kann dies doch nur von einer ausführlichen Darstellung gelten, von einem Gedichte, welches sich einen derartigen Stoff zur eigentlichen Aufgabe stellt, nicht aber von einem rasch vorüberziehenden, nur im Bericht eines Dritten uns berührenden Ereigniß. Endlich verliert die Erzählung alles Anstößige dadurch, daß sie nahe an die Darstellung der von den Franken verübten Greuelthaten gerückt und als Beleg zu dem Satze angeführt wird, die Noth habe auch das schwache Geschlecht über sich hinaus getrieben.*) Nur das zweimal vorkommende h o c h h e r z i g

*) Gegen Eckermann bemerkte Goethe im Februar 1829, ohne diesen Zug sei der Charakter des außerordentlichen Mädchens, wie sie zu dieser Zeit und zu

zur Bezeichnung des Mädchens (VI, 105. 113; dazwischen steht die schön erwachsene Jungfrau) und die ganze Einleitung der Erzählung dürften nicht ohne Anstoß sein; die That sollte bestimmter als Ausfluß des beherzten Muthes und der entschlossenen Geistesgegenwart in drängender Noth, nicht als Beispiel der Hochherzigkeit, Männlichkeit und Tapferkeit (116 f.) dargestellt werden.

Dieselbe muthige Entschlossenheit wie bei jenem räuberischen Ueberfalle bewährte Dorothea auch bei der Flucht vor den rachevoll in das Land zurückkehrenden Franken, vor denen sie die hochschwangere Frau durch rasche Flucht rettet. Sie gibt die jungen Mädchen den Verwandten derselben und bespannt einen Wagen mit zwei tüchtigen Ochsen, „den größten und stärksten des Auslands"*), belegt ihn mit Stroh, besorgt die schwangere Frau darauf und fährt allein, langsam, wie es der Zustand derselben fordert, dem Zuge nach, indem sie selbst als Führerin des Wagens neben demselben herschreitet, mit langem Stabe die Thiere antreibt und, wenn es nöthig, zurückhält. So zeigt sich Dorothea

---

diesen Zuständen recht gewesen, sogleich vernichtet worden und sie sinke in die Reihe des Gewöhnlichen herab. Freilich gehört diese zu weit gehende Bemerkung zu den manchen durchaus nicht maßgebenden augenblicklichen Einfällen in den Gesprächen mit Eckermann, aber der an seiner Stelle bedeutend wirkende Zug entspricht durchaus dem Heldencharakter des Mädchens.

*) Als Ausland bezeichnet der Dichter das linksrheinische deutsche Land nach dem damals und so lange noch herrschenden, kaum jetzt ganz verdrängten Sprachgebrauche, dem jeder andere deutsche Staat als Ausland galt. Der Pfarrer redet IX, 113 Dorotheen als „Mädchen des Auslands" an. Voß braucht in der Luise das Wort vom eigentlichen Auslande, wenn er, wo er vom Kaffee spricht, dessen von Goethe mit Recht gemiedene Erwähnung wir beim Pfarrer von Grünau um so häufiger und gewichtiger hervortreten sehen, einen Vers schließt „mit köstlichem Tranke des Auslands".

überall als das entschiedene, entschlossene Mädchen, das sich keiner Mühewaltung entzieht, das auch in den niedrigsten Beschäftigungen seine natürliche Würde zu erhalten weiß. Mit klarer Einsicht ist sie bei allen ihren höhern Anschauungen und dem weitern Gesichtskreise, aus welchem sie Welt und Leben überschaut, der Bestimmung der Frau sich bewußt, daß sie dienen müsse, um zur Herrschaft des Hauses zu gelangen, die ihr als unveräußerliches Anrecht gebühre. In wie mancher Beziehung sie auch als treue häusliche Verwalterin und unablässige Fürsorgerin mit Hermanns Mutter übereinstimmt, sie unterscheidet sich wesentlich von dieser, nicht allein durch den schwermüthigen Zug, den überstandenes Mißgeschick ihr gegeben, sondern auch durch die mit reiner Zartheit wunderbar vermählte Stärke ihres Herzens und die leuchtende Klarheit ihres Geistes, während bei jener alles aus ihrer reinen, fast instinktartig wirkenden Natur fließt, ihr Herz weicher gebildet ist.

Sind Hermann und Dorothea, wie wir sie eben zu schildern versuchten, aus ihren so verschiedenen Kreisen mit fast natürlicher Nothwendigkeit hervorgegangen, so scheinen sie doch ganz für einander geschaffen, zu gegenseitiger Ergänzung und einheitlichem Zusammenwirken bestimmt. Hermanns tüchtig gegründeter Sinn bedarf der belebenden Wärme, des sichern Selbstbewußtseins Dorotheens, um aus sich herauszutreten, das Leben muthig zu erfassen, nicht vor dessen herben Prüfungen und bittern Eingriffen zurückzuweichen; seine Ungewandtheit in den äußern Lebensformen wird durch das schöne weibliche Geschick gehoben, das sich überall zurecht findet, das Angemessene mit feiner Wahl herausfindet, sein starreres Wesen mit holdem Reize anmuthig umzieht. Und Dorotheens tiefverwundetes Herz, das trüb, wenn

auch muthig gefaßt, in den Strudel der Zeit schaut, muß an einer treuliebenden, sich rein und voll hingebenden, fest auf sich ruhenden Seele gesunden, es muß im unerschütterten Bürgerleben eines in ihrem Besitze auflebenden, an ihr Dasein freudig sich anlehnenden, innigst mit ihm verwachsenden Gemahls jene leidenschaftslose, heitere Ruhe gewinnen, an deren Stelle wir bei ihr gefaßte Entsagung und mit ernster Gewissenhaftigkeit sich durchsetzende Willens- und Thatkraft finden. In beiden wohnt jener echt deutsche häusliche Sinn, jene tüchtige Bürgertugend, welche die Grundfeste des glücklichen Familienlebens bilden, eines alle Lebensstürme überdauernden, sich immer inniger durchdringenden Bundes. Eine Gattin von weicherer, gefühlseliger Natur paßte eben so wenig in das stille thätige Bürgerleben als für Hermann, der eines sorgsam wirkenden Weibes bedurfte, das sein ganz auf das häusliche Leben hingerichtetes Streben erfaßt und unterstützt, das mit verständiger Seele ihm zur Seite steht, mit reiner Innigkeit eines eben so starken als zarten Herzens ihn erhebt, sein Dasein würzt, die ihn gleich der hehren Wunderkraft der homerischen Athene umwandelt, den scheuen Jüngling zum entschlossenen Manne heranreifen läßt.

Die Handlung des Gedichtes liegt gerade in dieser Verbindung. Hermann, bisher der Liebe, welche die Seelen zu einheitlichem Ineinanderleben verschlingt, unzugänglich, fühlt vom ersten Anblick Dorotheens sich unwiderstehlich hingerissen, so daß ihm das Leben nur an ihrer Seite schön und wünschenswerth erscheint, er in ihr die nothwendige Ergänzung seines Wesens, die Erfüllung aller stillen Ahnungen seiner Seele erkennt. Wie ist auf einmal eine neue Lebenssonne ihm aufgegangen, wie sein ganzes Dasein erhöht, wie haben alle schlafenden Kräfte

seines Innern sich erschlossen, wie ist sein stockendes Schweigen dem beredten Ergusse tiefen Gefühls gewichen, wie seine bang zurückweichende Scheu zu fester Entschlossenheit umgewandelt, wie hat ein mächtiger Glutstrahl seine in Erfüllung des einförmigen Tagewerks treu und gehorsam hinschleichende Natur zu selbständiger Thatkraft, zur Anspannung seines ganzen tief ergriffenen Wesens entzündet! Und er setzt seinen Willen mit festem Muthe durch, da Dorothea, die von gleicher Neigung zu ihm sich durchdrungen fühlt, in ihm den sichern Halt ihres schwankenden Lebens erschaut, und der Vater, wie entschieden er sich auch gegen eine arme Schwiegertochter erklärt hat, sich zur Nachgiebigkeit gezwungen sieht, ja in dem unwiderstehlichen Eindruck, den Dorothea auf den Sohn geübt, nach der Andeutung des Pfarrers eine Fügung des Himmels nicht verkennen kann. Hermann erscheint am Schlusse als voller, thatkräftiger Mann, der, wie er den Muth hat, in gefahrvoller Zeit den heiligen Bund für das Leben zu schließen, sich eine Familie zu gründen, so, von edlem Bürgersinn erfüllt, sich männlich kühn begeistert fühlt, sich und die Seinen gegen jeden feindlichen Andrang zu schützen, das schöne deutsche Land mit Blut und Leben zu vertheidigen, seine edelsten Güter, Weib, Kinder und freien Herd, heilig zu bewahren. Und hierin findet die Handlung ihren vollen Abschluß.

Die Seite des menschlichen Wesens, welche die epische Handlung immer offenbaren muß, liegt hier in der geheimnißvollen Gewalt der Liebe, die in einem Augenblick das Herz des Jünglings unwiderstehlich ergreift und sein ganzes Wesen wunderbar vollendet. Dies ist der Kern des Gedichts, wie mancherlei sonstige Gedanken es auch anregen mag. Es ist ein

entschiedener Irrthum, wenn man im Epos eine eigentliche Lehre, eine aus der Handlung hervorleuchtende Lebensregel, die Verkörperung eines abgezogenen Gedankens sucht; nichts liegt der durchaus sinnlichen Natur dieser Dichtart, die das Leben in einer wunderbaren, unsere Theilnahme rege in Anspruch nehmenden Erscheinung an uns vorüberführen soll, so fern als eine solche Beziehung. Und doch finden wir selbst einen so klaren, tiefen und einsichtigen Forscher wie W. von Humboldt von einem solchen Irrthum nicht frei. Dieser sieht das Hauptthema im Gegensatz der unglücklichen Ausgewanderten zu dem ruhigen Landstädtchen; das Gedicht solle uns die Menschheit selbst in ihren zugleich durch innere Kraft und äußere Bewegung bewirkten Fortschritten darstellen. Es beantworte die Fragen: „Wie ist intellektuelles, moralisches und politisches Fortschreiten mit Zufriedenheit und Ruhe? wie dasjenige, wonach die Menschheit als nach einem allgemeinen Ziele streben soll, mit der natürlichen Individualität eines jeden? wie das Betragen einzelner mit dem Strom der Zeit und der Ereignisse? wie endlich überhaupt das, was der Mensch selbst in sich schaffen und umwandeln kann, mit dem, was außer den Grenzen seiner Macht mit ihm selbst und um ihn her vorgeht, so vereinbar, daß jedes wohlthätig auf das andere zurück und beides zu höherer allgemeiner Vollkommenheit zusammenwirkt?“ Die Antwort sei zugleich die richtigste für die philosophische Prüfung, die genügendste für das praktische Leben und die tauglichste zu dichterischem Gebrauch: es zeige sich, daß alle jene Dinge, durch die Beibehaltung und Ausbildung unseres natürlichen und individuellen Charakters vereinbar seien; man müsse nur seinen geraden und gesunden Sinn mit festem Muth gegen alle äußern Stürme behaupten,

ihn jedem höhern und bessern Eindruck offen erhalten, aber jedem Geist der Verwirrung mit Macht widerstreben. In dem Gedanken, daß, wenn die Bande der Welt sich lösen, wir selbst es seien, die sie wieder zu verknüpfen vermögen, schließe sich das ganze Gedicht zusammen. Allein der eigentliche Gehalt des Epos liegt in der einzelnen denkwürdigen Handlung als solcher, nicht in ihrer Verbindung mit dem Weltkreise, auf welchem sie spielt, und in unserm Gedicht geht sie nicht von Dorotheen aus, sondern von Hermann, dessen wunderbare Umgestaltung durch die Macht der Liebe als Kernpunkt hervortritt, wogegen es nebensächlich erscheint, daß Dorothea dem unglücklichen, schweifenden Leben entrissen wird. Auch bleibt Humboldt sich nicht gleich, wenn er darauf die fortschreitende Veredelung unseres Geschlechtes, geleitet durch die Fügung des Schicksals, in einer einzelnen Begebenheit dargestellt, als Stoff des Gedichtes betrachtet, und hervorhebt, daß der Dichter hier der bildenden Kraft des weiblichen Geschlechtes ein schönes und rührendes Denkmal gesetzt habe. Spätere Erklärer haben Humboldts Auffassung nur unwesentlich umgestaltet. Die einen finden in unserm Epos die Mahnung, der Mensch dürfe, wenn alle bestehenden Verhältnisse um ihn herum wanken und stürzen, doch nicht verzweifeln, müsse vielmehr den drohenden Gefahren gegenüber aus sich selbst unsterblichen Muth, unbezwingliche Tapferkeit schöpfen, er müsse es wagen, auf den Trümmern der Geschichte aus sich selbst neu zu beginnen. Nach andern soll die Grundanschauung in dem Gedanken liegen, daß die in der Familie wirkenden Naturkräfte die Wunden der Revolution heilen, oder gar in der Ehe als der Segensquelle alles Lebens.

III. Ausführung.

Wie das Drama leidenschaftliche Erregtheit und scharf bezeichnenden Ausdruck verlangt, so ist ruhige Entfaltung, lebendige Sinnlichkeit und klare Anschaulichkeit, im ganzen wie im einzelsten, das Haupterforderniß der epischen Darstellung. Die Handlung selbst muß einen stetigen, ruhigen, in sich abgeschlossenen Entwicklungsgang darstellen, so daß die im Beginne erregte Erwartung am Schlusse ihre volle Befriedigung findet, Anfang und Ende wie die Glieder einer Kette eng zusammenschließen, alle dazwischen liegende Punkte fest ineinander gefugt sind, das Ganze eine übersichtliche Einheit bildet, aus welcher die Knotenpunkte der Entwicklung deutlich hervortreten. Handlung und Charaktere müssen in der innigsten Wechselwirkung stehn, so daß diese aus jener klar hervorleuchten, jene aus diesen natürlich fließt. Als Gegengewicht gegen die leicht in Langweiligkeit übergehende Ruhe fordert das Epos reiche Abwechslung und Unterbrechung der Handlung durch manche sich zwischenschiebende, entweder den Weltkreis, auf welchem diese spielt, uns näher bringende oder auf diese selbst ein Licht werfende Ausführungen, wobei diejenigen, welche aus der Vorhandlung

oder, wie man sagt, der Vorfabel, aus dem, was vor dem Beginne des Gedichtes liegt, genommen werden, besonders bedeutsam erscheinen. Bei der Anordnung der Handlung soll der Dichter jeden einzelnen Zug gerade dahin stellen, wo er für die Gesammtwirkung am förderlichsten ist, die bedeutendsten Punkte an den lichtesten Stellen hervortreten lassen und durch geschickt gewählte Umgebung sie möglichst heben.

Beginnen wir mit der Darstellung der Handlung. Schon die Wahl des Augenblicks, womit unser Epos anhebt, bekundet die künstlerische Einsicht des Dichters. Den eigentlichen Anfang der Handlung bildet Hermanns Fahrt nach dem Zuge der Ausgewanderten oder vielmehr der erste Anblick Dorotheens, aber manche Gründe hielten den Dichter ab, gerade hiermit zu beginnen. Der Boden, worauf die Handlung spielt, ist Hermanns Familie in dem ruhigen, eines behaglichen Wohlstandes sich erfreuenden Landstädtchen, welches eben durch den Zug der Ausgewanderten, der auf der großen Straße, etwa eine Stunde vom Orte entfernt, sich langsam vorwärts bewegt, in theilnehmende Aufregung versetzt ist. Deshalb mußte zunächst das Bild von Hermanns Familie vorgeführt, die Schilderung jener unglücklichen Auswanderer, die der Sohn nach Goethes trefflicher Umgestaltung nicht im Städtchen selbst oder aus Neugier sieht, sondern als er auf Geheiß der Eltern ihnen Unterstützung bringen soll, innig darein verwebt werden. Hätte der Dichter mit Hermanns Abfahrt begonnen, so würde die Handlung sich nicht so einfach schön zusammengeschlossen haben, und er selbst hätte dann das erste Zusammenkommen des Paares schildern müssen, was ihm schon deswegen ungelegen war, weil er Dorotheen nur allmählich vorzuführen gedachte, nachdem er die Erwartung lange

auf sie gespannt und für Hermann selbst das Hauptinteresse gewonnen hatte. Hermanns Erzählung, wie er die Erwählte getroffen (sie zog den Dichter so sehr an, daß er in Wirklichkeit diese, die zum zweiten Gesange bestimmt war, zuerst ausführte), bot ihm nicht allein eine höchst passende Einleitung zum Hauptfortschritte der Handlung, zu der drohenden Weigerung des Vaters, eine arme, bäurische Schwiegertochter ins Haus zu nehmen, sondern sie war ihm auch ohne diesen besondern Zweck unentbehrlich; wäre aber schon früher jenes Begegnen von ihm selbst beschrieben worden, so konnte sie unmöglich gegeben werden. Endlich würde das Gedicht auf diese Weise gar zu bedeutend beginnen, die spätere Einführung in Hermanns Haus etwas stark abfallen, wogegen unser Dichter mit Recht darauf bedacht war, wie Horaz es von Homer rühmt, seine Darstellung bis zum Ende zu immer zu steigern. So führt er uns denn ganz anspruchslos zunächst den Wirth vom goldenen Löwen mit seiner Gattin vor, wie sie auf der hölzernen Bank in dem Thorweg sich vertraulich besprechen, nachdem sie ihren Hermann eben mit einem Scherflein ihres Ueberflusses zur Unterstützung der armen Ausgewanderten abgesandt haben. Hierbei spricht der Vater sogleich seinen herzlichen Wunsch, daß der Sohn ihm bald eine Schwiegertochter ins Haus bringe, der am Schlusse des Gedichtes auf so wunderbare Weise in Erfüllung gehn soll, in ungezwungener Weise lebhaft aus. Dieser anspruchslose Ton des Anfangs gestattete keine Anrufung der Muse, wie sie im Epos überliefert ist; sie würde zu grell dagegen abgestochen haben. Der Dichter läßt eine solche am Anfange des letzten Gesanges sehr bedeutsam eintreten, und erhebt so ein von den neuern Dichtern meist unglücklich angewandtes, im Glauben der Alten

begründetes Motiv zu lebendiger Wirksamkeit. Neben dem Wirth, dessen erste Rede uns sogleich bei ihm heimisch macht*), und seiner Gattin, der trefflichen Hausfrau, treten aus der allmählich zurückkehrenden Menge, nach flüchtiger Erwähnung des ersten Kaufmannes des Ortes**), die für die Folge nicht ohne Bedeutung ist, der Pfarrer und der besonders befreundete Nachbar Apotheker auf, welche vertraulich in gewohnter Weise neben unserm Paare auf einer der im Thorwege stehenden Bänke Platz nehmen. Diese Freunde, deren der Dichter zur Fortführung der Handlung bedurfte, sprechen gleich am Anfang ihre gegensätzliche Beurtheilung der Welt bezeichnend aus. Der Apotheker schildert auf die dringende Bitte der vor Neugier brennenden Wirthin in seiner breiten Weise die Noth der armen Ausgewanderten, wobei die glückliche Erwähnung des Brandes, der ihr eigenes

*) Nach Böttiger soll der erste Vers ursprünglich gelautet haben:

Warum ist das Städtchen so leer, so öde die Straßen!

Das ist kaum glaublich, da die Frage *warum* doch gar zu ungeschickt wäre. In der ältesten Handschrift steht:

Hab' ich doch Straßen und Markt noch nie so einsam gesehen!

Goethe änderte darauf das Perfektum in das Imperfektum und begann *Sah ich*, wodurch er genöthigt wurde vor *einsam* einzuschieben *verlassen und*, was ihm aber später zu schwerfällig schien. Deshalb kehrte er zum Perfektum zurück, setzte aber vor *Markt* und *Straßen* den hervorhebenden Artikel, was zur Umstellung *den Markt und die Straßen* führte, durch welche auch *Markt* an eine ihm gebührende bedeutendere Stelle kam, die Versetzung des *doch* bedingt wurde und der Vers einen bewegtern Gang gewann.

**) I, 54 stand ursprünglich *der reiche* (für *der stattliche*) *Nachbar*; denn der Vers war ein Siebenfüßler, er begann *Rasch der reiche Nachbar* und schloß mit *Marktes*. Sehr glücklich läßt der Dichter die Familie des Kaufmanns (wir müssen annehmen, daß die Neugierde auch sie herausgetrieben) einige Zeit vor den beiden langsamer wandelnden Fußgängern zurückkehren.

Städtchen vor zwanzig Jahren arg heimgesucht hat, sehr bedeutsam ist. Dieses besonders wichtige Ereigniß glaubte der Dichter vor allem lebhaft am Anfange einprägen zu müssen, da der ganze jetzige Zustand unseres nach dem Unglück in Aufschwung gekommenen neugebauten Städtchens darauf beruht. Der Wirth kann trotz seiner herzlichen Theilnahme an der Noth der unglücklichen nahe vorbeiziehenden Flüchtlinge seine Behaglichkeit nicht verleugnen, die mit solchen traurigen Bildern sich nicht nutzlos plagen will, nachdem er seiner menschlichen Pflicht genug gethan zu haben glaubt.*) So fordert er denn die Freunde auf, bei einem Glase Wein (und es ist herrlicher Dreiundachtziger**), also schon ziemlich alter Rheinwein, den er ihnen anbieten kann) im kühlen, ruhigen hintern Sälchen***) sich aller Grillen zu entschlagen. Die Szene wird hierdurch auf angemessene Weise verändert, da der folgende Streit mit Hermann nicht wohl an offener Straße, auch nicht im Wirthszimmer spielen konnte. Der Wirth, dem, als einem echten Deutschen, beim Weine das Herz aufgeht, offenbart seine tüchtige, kernhafte Natur, im Gegensatz zur Griesgrämigkeit des Apothekers, durch sein festes Vertrauen auf Gott, der das neuerstandene Städtchen so sichtlich geschützt

---

*) Schienen beruhigt (156), im Gedanken, das Unsere gethan zu haben.

**) Dreiundachtziger (163). Das Jahr 1783 hatte einen sehr ausgezeichneten Wein in großer Fülle geliefert.

***) Das Sälchen (160) steht hier nicht aus Verszwang, sondern entspricht dem herrschenden Sprachgebrauche. Später (II, 1) tritt dafür Zimmer ein. Ebenso verhält es sich mit Mütterchen (162), das Hehn bekrittelt, ohne zu wissen, daß dies als vertrauliche Anrede der Gattin gangbar ist. So steht es auch II, 160 und 196 durchaus passend, sonst nie. In der Luise findet es sich, wie auch Väterchen, das Goethe mit Recht vermied, und Töchterchen. Auch ist sorgsam (166) ebenso wenig unwesentlich als der Genitiv des Weines „etwas kostbar“.

habe, und auch dessen Wohlstand nicht wieder zerstören werde, so wie durch seine vaterländische Gesinnung, die sich freilich in behaglicher Ruhe allzuleicht der Sorgen entledigt. Aber auch seiner Hoffnung auf die baldige Verheiratung des Sohnes muß er lebhaften Ausdruck geben; doch kann er sein Mißbehagen nicht verbergen, daß dieser bei aller häuslichen Thätigkeit nach außen langsam und schüchtern sich zeige, sich scheu zurückziehe, sogar die Mädchen und den Tanz meide.

So sind wir im Städtchen, besonders im Hause des Wirthes, heimisch geworden, den Apotheker, den Pfarrer und den keineswegs humoristisch angelegten Wirth nebst seiner häuslichen Gattin sehen wir vor uns, wir kennen des Vaters dringlichen Wunsch einer baldigen Verheiratung des etwas scheuen Hermann, aber auch die Noth und Verwirrung der Ausgewanderten ist an uns herangetreten. Auf diesem fest gegründeten Boden kann der Held der Handlung als ein schon Halbbekannter auftreten und diese selbst ihren Anfang nehmen. Wir hören (und die Schilderung ist so treffend, daß wir es wirklich zu hören glauben) Hermann unmittelbar nach der Rede des Wirthes am Ende des ersten Gesanges heranfahren und unter dem Thorweg halten; gleich am Anfang des zweiten tritt er in das Zimmer. Dieser, den der Vater uns eben als langsam und schüchtern nach außen geschildert hat, ist plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden, was dem erfahrenen Auge des Pfarrers nicht entgeht, wenn er auch das Wesen dieser Veränderung nicht weniger als ihre Veranlassung verkennt. Der eigentliche Anfang der Handlung ist bereits erfolgt, Hermanns Herz, wie wir schon ahnen, gerührt, ja entschieden, was er selbst unwillkürlich verräth. Der Pfarrer schreibt seine Munterkeit und seine lebhaftern Blicke dem er=

hebenden Bewußtsein zu, die Gaben an die Bedürftigen wohl vertheilt und dafür ihren Segen empfangen zu haben. Aber diese sind vielmehr der Ausfluß des innersten Gefühls, das Mädchen gefunden zu haben, dessen sein Herz bedarf, und der daraus folgenden Entschiedenheit, mit welcher er die Einwilligung des Vaters zur Verbindung mit ihr zu erlangen entschlossen ist. Daher ist auch die Erzählung, wie er seine Gaben vertheilt, wie er alles dem Mädchen anvertraut hat, das die Wöchnerin den Ihrigen zuführt*), klar und ruhig gefaßt, wenn auch in ihr sich Hermanns reines Gemüth nicht verleugnet, im geraden Gegensatze zum Berichte des Apothekers von der Noth und Verwirrung der Auswanderer, welcher die platteste Verständigkeit eines bloß am Aeußern haftenden kleinlichen Geistes bloßstellt. Cholevius meint, Dorothea sei Hermann bloß als das vollkommenste Weib erschienen, er gebe sich arglos seinen Empfindungen hin, ohne noch irgend daran zu denken, sie als die Seinige zu besitzen; denn in diesem Falle müßte er ernst gestimmt sein, da ihm die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten seiner Verbindung mit ihr unmöglich hätten entgehn können. Als ob nicht der das ganze Wesen des Liebenden wie ein neues Leben ergreifende Drang zu dieser sein volles Glück begründenden Verbindung vorab alle entgegenstehenden Schwierigkeiten übersähe, ihm jetzt etwas anders als die wunderbare ihm aufgegangene Seligkeit im Sinne liegen könnte! Dieser „holde Leichtsinn“ ist vom Glück

*) Auch hier benutzt der Dichter ein eigenes Erlebniß. Als er in Sivry war, verlangte dort eine alte deutsche Marketenderin flehentlich, man solle ihr die Thüre öffnen. Sie brachte eine eben auf der Flucht von einem Kinde entbundene Frau, und forderte außer Leinwand, um das Kind hineinzuwickeln, Mehl, Milch und Tiegel, da der Mutter die Milch vergangen war.

wahrer Liebe unzertrennlich. Kommt ja auch der doch so nahe liegende Gedanke, Dorothea könne verlobt sein, Hermann erst sehr spät. Was aus seinem Bericht ganz besonders hervortritt, ist die sichere Ruhe und reine Güte des fremden Mädchens, welches ihm das reinste Zutrauen eingeflößt hat, wogegen der Apotheker seiner Darstellung des Zuges wohlweise Betrachtungen grämlich eingewebt, selbst die Beschreibung des „mannigfaltigsten Elends" mit einer gewissen Behaglichkeit gegeben hatte. Daß Hermann nicht den Zug der Auswanderer, sondern Dorotheen allein mit ihrem Wagen trifft, ist glücklich begründet, einerseits durch die bedächtige Vorsorge der Mutter, die mit Auswählen und Packen nicht fertig werden konnte, andererseits durch die Darstellung, wie Dorothea die schwangere Frau noch im letzten Augenblick gerettet (vgl. oben S. 87). Darin, daß er Dorotheen vom übrigen Zuge getrennt hat, dessen dem Apotheker zugewiesene Beschreibung zu der Erzählung Hermanns einen bedeutsamen Hintergrund bietet, bewähren sich des Dichters klare Einsicht und glückliche Erfindung.

Eben so geschickt führt er Hermanns Geständniß seiner Neigung herbei, gerade jetzt einem braven Mädchen Herz und Hand zu bieten. Die Rede des Apothekers, der sich glücklich preist, daß er in so trüber Zeit, wo man tagtäglich zur Flucht bereit sein müsse, nicht für Weib und Kind zu sorgen habe*),

*) In dieser Rede scheint der uns in das Hauswesen des Apothekers einführende Vers (93):

Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet von Hause,

auf den ersten Blick etwas ungelegen. Der Apotheker will sagen, sein Provisor, auf den er sich verlassen könne, biete ihm denselben Vortheil für sein Haus, wie eine Frau, und dabei habe er nicht die ängstliche Sorge, die ihn, wenn er Weib

reizt den sonst so scheuen, aber von der Neigung zu Dorotheen seit kurzem unwiderstehlich ergriffenen Jüngling zu lebhaftestem Widerspruch, ja reißt ihn zur entschiedenen Aeußerung hin, gerade in diesem Augenblick drohender Noth empfinde er mehr als je das Bedürfniß einer unauflöslichen Lebensverbindung mit einem ihm von Herzen zugethanen Mädchen, lieber als je würde er jetzt sich zur Heirat entschließen. Einer solchen Aeußerung können die Eltern ihre Zustimmung nicht versagen. Der Vater thut dies freilich nicht ohne den launischen Vorwurf, daß er längst diesen vernünftigen Gedanken hätte fassen sollen. Die Mutter dagegen bestärkt ihn in dem schönen Entschlusse durch die Erinnerung an ihre eigene Heirat, da sie auch ihren Ehebund in traurigen Tagen geschlossen. Leider gibt sie gerade durch diese Erinnerung, worin sich die lebhafteste Empfindung ihres Familienglückes so herrlich ausprägt, dem Gespräche die unerwartete Wendung, daß der Vater leidenschaftlich betheuert, er werde nimmer eine arme Bauerdirne als Schwiegertochter annehmen. Freilich, meint der Alte, hätten sie beide unter traurigen Umständen mit löblichem Vertrauen auf den Himmel ihren Ehebund geschlossen, aber sich auch redlich plagen müssen*): viel besser sei es doch, wenn man dieses nicht nöthig habe, sondern sich eines sichern Wohlstandes erfreue, besonders in jetziger Zeit, wo alles täglich theurer werde.**) So spricht er denn den lebhaften Wunsch aus,

---

und Kind hätte, in dieser gefährlichen Zeit quälen müßte, da er jetzt als einzelner Mann nur auf sich zu denken brauche, im Nothfall leicht davon gehn könne.

*) Dem wiederspricht es keineswegs, daß die Braut ihm eine stattliche Mitgift ins Haus gebracht hat, wie wie wir bald darauf (180 ff.) hören.

**) Der Vers (166):

Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft,

sein Sohn möge ein begütertes Mädchen heiraten, wobei er wieder auf seinen alten Lieblingsplan kommt, dieser solle sich um eine der Töchter des reichen Kaufmanns in dem ihnen gegenüberliegenden grünen Hause bewerben. Hermann, der fest entschieden ist, sucht eine solche Zumuthung auf das bescheidenste von sich abzulehnen, indem er der lieblosen Behandlung gedenkt, die er in jenem Hause erfahren, wodurch die Neigung, welche er zu der jüngsten Tochter zu fühlen geglaubt habe, aus seiner Seele verscheucht sei. Vergebens sucht die Mutter die Verspottung als einen verzeihlichen Scherz darzustellen, ihm zu versichern, das Mädchen sei ihm wirklich gewogen, er kann nur bei seiner auf fester Ueberzeugung beruhenden Weigerung beharren. Der durch den Wein etwas aufgeregte Vater, der so die schönste Hoffnung seines Lebens durch den, wie ihm scheint, unverständigen Widerstand des Sohnes vereitelt sieht, läßt ihn nicht ausreden, sondern fährt zürnend auf: er schilt Hermanns völligen Mangel an Ehrgefühl, dessen Drang er selbst so lebhaft empfindet; nur die knechtische Bauernarbeit ziehe ihn an, von allem Höhern sei er abgewandt. Der Sohn will sich schweigend entfernen: darf er ja in diesem Augenblick am wenigsten sein Geheimniß entdecken, und er muß hinaus, um sich seinen durch das so harte und entschiedene Wort des Vaters schmerzlich aufgeregten Gefühlen zu überlassen. Der Alte aber, dadurch noch mehr gereizt, schilt ihn einen Trotzkopf, mit dem nichts anzufangen sei, ja er bedeutet ihn, sich ja, da er sonst zu nichts tauge, zu hüten, ihm in der Ackerwirthschaft Anlaß zum Tadel zu geben, da er mit

bildet die Begründung der beiden vorhergehenden. Daran schließt sich die weitere Betrachtung, daß man, um behaglich zu leben, gar vieles bedürfe, und daher besonders auf Mehrung des Vermögens Bedacht nehmen müsse.

aller Strenge auf ihn achten werde. Bitter schließt er damit, daß Hermann sich nur nicht einbilden möge, seine Einwilligung zu einer Verbindung mit einer bäurischen Dirne zu erhalten; er wolle ein gebildetes Mädchen zur Schwiegertochter haben, die ihm sein Alter versüße. Wie früher Reichthum, so wird hier seine Bildung als unerläßliche Bedingung seiner Zustimmung hervorgehoben; soll ja die Verbindung des Sohnes seinem Hause in jeder Beziehung Ehre machen. Wir ahnen bereits, als der Sohn leise auf die Klinke*) drückt und schweigend die Stube verläßt, daß eine andere Neigung ihn ergriffen, sein ganzes Wesen verändert habe, daß er das fremde Mädchen liebe, das ihm in einem so bedeutenden, alle Gedanken an die Hülfsbedürftigkeit der Menschen und an liebreiche Hülfleistung wachrufenden Augenblick begegnet war.

Finden sich bereits in den beiden ersten Gesängen einzelne den Gang der Handlung aufhaltende Erzählungen, die bedeutende Punkte besonders aus der die Hauptpersonen berührenden Vergangenheit vorführen, so bleibt im dritten, sehr kurzen die Handlung fast ganz stehn: die Mutter nimmt sich ihres Hermann, von dem sie das Beste erwartet, gegen den polternden Vater lebhaft an und geht ihn aufzusuchen. Den Hauptinhalt dieses Gesanges bilden die Reden des Wirthes und des Apothekers, die uns einen Blick in die Zustände des Städtchens thun lassen, aber auch zur lebhaftern Vergegenwärtigung der Charaktere dienen. Der Wirth zeigt sich als entschiedener Mann des Fortschritts in seinem be-

---

*) Die Klinke (273) ist hier natürlich nicht nach früherm Sprachgebrauche, an den man gedacht hat, der herabfallende Riegel, sondern nach oberdeutscher, jetzt weitverbreiteter Weise der Metallstab, auf den man oben drückt, um die unverriegelte, bloß im Schloß gehaltene Thüre zu öffnen.

schränkten Kreise.*) Wir vernehmen, wie vieles besonders durch seine Thätigkeit für die Verbesserung und Verschönerung des Ortes geschehen sei und daß gerade jetzt der beabsichtigte Chausseebau eine höchst bedeutende Förderung erwarten lasse; thatsächlich erfahren wir, daß der Wirth nicht ganz unnachgiebig ist, da das ernstlich tadelnde Wort der Gattin eine gewisse niederschlagende Wirkung übt, wie uns die lächelnde Bemerkung über die Wunderlichkeit der Weiber und Kinder beweist, die alle so gern nach eigenem Belieben handeln, sich keinem verständigern Willen unterordnen möchten. Die Rede des Apothekers deutet auf die Fortschritte, welche der Geschmack in der letzten Zeit gemacht hat; die grämliche Natur des sparsamen Mannes tritt hier in ein halbkomisches Licht.

Die Abspannung der Handlung in den weit sich ergehenden Reden bietet eine erwünschte Abwechslung und den trefflichsten Uebergang zu dem ergreifenden Gespräche zwischen Mutter und Sohn im vierten Gesange. Diese sucht lange vergebens nach ihrem Hermann (das Bild der vorsorglichen Hausfrau zeigt sich hierbei in bewegter Handlung, wie sie Lessings Laokoon so schön im Homer nachgewiesen hatte); endlich findet sie ihn unter dem großen auf einem Hügel stehenden Birnbaum, welcher die Gränze ihres Ackerbesitzes bildet.**) Der Jüngling, der,

---

*) Bei dem Worte (3):

Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm,

schwebt nur vor, daß in Hermann nicht das Streben liege, sich hervorzuthun. Das Sprüchwort sagt: „Wo nichts innen ist, da geht nichts aus." — Zum Wunsche (5), daß sein Sohn besser sein möge als er selbst, vgl. Hektors Gebet Ilias VI, 479. Dem Herzen des Vaters liegt er ebenso nahe wie seiner Ehrsucht.

**) Den Birnbaum nahm der Dichter aus einer seiner Lieblingsstellen der Odyssee, aus dem letzten Buche, wo Odysseus unter einem solchen Thränen ver-

Thränen im Auge, in die jenseitige Gegend nach dem Gebirg zu schaut, wird durch der Mutter leise Berührung aufgeschreckt und betroffen, nicht weniger diese durch die an ihrem nicht weichlichen Hermann so ungewohnten Thränen.*) Die entschiedene Neigung zu dem fremden Mädchen hat seine feste Willenskraft so aufgeregt, daß er, da ihm der Vater die Wahl einer unbegüterten Gattin verweigert, in vollster Verzweiflung an dem einzigen Glücke, sein ohne diesen Besitz reizloses Leben einem höhern und edlern Zweck zu opfern beschlossen hat; der drückenden Unterordnung unter den eigenwilligen Vater, der durch seinen Vorwurf, er habe kein Ehrgefühl, ihn tief verletzt hat, fühlt er sich mit einem Mal entwachsen. Hatte schon die Noth der vom fremden Mädchen geretteten Wöchnerin sein Herz mächtig ergriffen, so muß ihm jetzt, als er den Blick über die reiche Landschaft nach dem Gebirg hinschweifen läßt, hinter welchem der drohende Feind, den weder Berg noch Strom zurückzuhalten vermögen, vielleicht gar bald hervorbrechen wird, ihm muß jetzt die ganze bedrängte Lage des Vaterlandes vor die Seele treten und den verzweiflungsvollen Entschluß in ihm reifen, sein Leben, das ihm eben erst werth geworden war, aber durch das strenge Wort des Vaters allen Reiz verloren hat, der heiligen Sache zu opfern. Zu ähnlicher Verzweiflung will sich Werther in den Krieg stürzen, wie es Fernando in Stella und Eduard in den Wahlverwandtschaften thun, wie es manche wirklich gethan haben.

---

gießt, als er seinen vom Alter gebeugten Vater wiedersieht. Ein Obstbaum schien besser der gesegneten Obstgegend zu entsprechen als eine Eiche, unter welcher be Homer die Schnitter ihr Mahl halten, eine Linde oder ein Ulmbaum.

*) Die Wiederholung des Wortes betroffen (65. 67) scheint kaum beabsichtigt, nur bei der Durchsicht übersehen zu sein. 67 würde verwundert stehn können.

Hermann hat sich der Mutter gegenüber bald gefaßt. Auf ihre Frage, was ihm das Herz beklemme und ihn zu dem einsamen Sitze treibe, ja ihm Thränen entlocke, die sie an ihm nicht gewohnt sei, verbirgt er, da er den Widerstand des Vaters zu besiegen verzweifelt, selbst dieser treuesten Beratherin sein Geheimniß, indem er auf die schreckliche Bedrängniß des Vaterlandes hinweist, das nicht länger seine Kraft entbehren solle, das er mit edlem Muth gegen die wie ein Gewitter daherziehenden und sich immer frisch erneuernden Scharen der Franken vertheidigen wolle. Die liebevolle Mutter fühlt in ihrer tiefen Ahnung seines Wesens durch alle in seiner Rede sich aussprechende opfermuthige Begeisterung unzweideutig hindurch, daß er sein Herzensgefühl ihr verberge, welches er bisher immer so frei und offen ihr enthüllt hatte. Freilich hat sie hierin entschieden Recht, doch verkennt sie die plötzliche Veränderung, welche ihm den Entschluß eingegeben hat, sich der Vertheidigung des Vaterlandes zu weihen. Aber kann er ihr auch mit voller Wahrheit versichern, daß er in den Krieg zu gehn sich entschlossen habe, so muß er doch gestehn, daß er das sein Herz zerreißende Gefühl selbst vor ihr verborgen: allein wozu soll er ihr dies mittheilen, da er alle Hoffnung auf die Erlangung seines Wunsches habe aufgeben müssen, so daß ihm nichts übrig bleibe als sein Leben ehrenvoll zu opfern? Doch die Mutter glaubt noch Rath schaffen zu können, wenn er sich ihr eröffne: die Männer seien ja immer leidenschaftlich, verzweifelten gleich an dem, was ihrem ersten heftigen Angriff nicht gelingen wolle, wogegen das Weib auf Umwegen das erwünschte Ziel zu erreichen wisse. Vgl. S. 57 f. Vor der unendlich zarten Theilnahme der Mutter zerschmilzt das Herz des so starkmüthigen Jünglings, der sich weinend ihr an die

Brust wirft, seinen vollen Schmerz in ihre Seele ergießt. Die Scheltrede des Vaters hat ihn heute, wo er zuerst zu selbständiger That sich ermannte, auf das schneidendste verletzt, da er sich von ihm völlig verkannt sieht. Rührend schildert er, wie die Verehrung der Eltern ihm stets die heiligste und liebste Pflicht gewesen, wie er keinen Spott über seinen Vater ruhig geduldet, von diesem aber manches Unangenehme gelitten, ohne sich je zu beklagen, eingedenk der großen Wohlthaten, welche er der unausgesetzten Sorge der Eltern zu danken habe, die stets darauf bedacht seien, ihren Besitz zum Besten der Kinder zu vermehren. Allein heute hat er tief empfunden, daß es ein höheres Glück gebe, welches alle Reichthümer nicht zu bieten vermögen, ein Glück, nach welchem sein innerstes Herz sich sehnsüchtig hingezogen fühlt: der Besitz einer liebenden Gattin, die mit ihm aller seiner Güter sich erfreue. Mit wunderbarer Zartheit schildert der Dichter dieses sehnsüchtige Verlangen, das sich ohne Ziererei und romantische Ueberschwänglichkeit, von der unser Gedicht sich überall wunderbar rein hält, so echt natürlich an den Anblick seines Schlafstübchens im Hinterhause anknüpft, und nach einer längern Schilderung seiner bisherigen Einsamkeit in die einfach bedeutsamen Worten leise aushaucht: „Ich entbehre der Gattin." Hat er auch das, was ihm jetzt vor allem am Herzen liegt, rein bekannt, so fühlt die Mutter doch, daß sein Bekenntniß damit noch nicht zu Ende ist. Diese muß ihn, damit Leben und Bewegung in die Darstellung komme, durch ihren freundlichen Zuspruch zur weitern Entdeckung ermuthigen. Daß er sich verheirate, ist ja längst der dringende Wunsch beider Eltern gewesen*), aber der Mutter sagt es ihr Herz, daß die Wahl nur

*) Der hier mit reiner Natürlichkeit auf Anlaß der Sehnsucht des Sohnes

im rechten Augenblick erfolgen könne, wenn das rechte Mädchen komme. Und die an Hermann ihr ganz fremde Empfindlichkeit verräth ihr, daß er schon gewählt habe und die Auserkorne eine solche sein müsse, zu welcher der Vater nach seiner derb ausgesprochenen Drohung seine Einwilligung versagen wird. Wie vermöchte sie da zu zweifeln, daß es die Fremde sei, von welcher er mit so viel Antheil erzählt hat! An Hermanns Bekenntniß schließt sich die leidenschaftlich warme Betheuerung, daß er ohne ihren Besitz sich kein Glück denken könne, und weil er an der Einwilligung des Vaters verzweifeln müsse, in die weite Welt eilen, sich in den Krieg stürzen wolle, was er der Mutter früher als Ausfluß seiner Vaterlandsliebe dargestellt hatte. Die auf den höchsten Grad gespannte Empfindung ist keine tragische Erschütterung; echt episch tritt sie in ihrer natürlichen Entwicklung aus den zu Grunde liegenden Verhältnissen hervor. Die Mutter

---

hervortretende Gedanke, daß die Nacht die schönere Hälfte des Lebens sei, findet sich auch im Liede Philinens: „Singet nicht in Trauertönen", und in dem Singspiel Scherz, List und Rache. Es schwebte hierbei das Wort in Rousseaus Héloise (IV, 2) vor: Les jours ne sont que la moitié de la vie. Die Mutter darf dieses ebensowohl Hermann gegenüber äußern, wie Thetis in der Ilias (XXIV, 130 f.) ihrem Sohne Achilleus den Rath gibt, sich nicht ganz dem Schmerze hinzugeben, sondern der Liebe zu pflegen. Alles Anstößige liegt hier dem reinen Sinne fern. Unbegreiflich ist es, wie selbst Vischer (Goethe-Jahrbuch IV, 30 f.) dies tadeln konnte. Geradezu komisch wirkt seine Bemerkung, die Wirthin kenne doch auch die Kehrseite der „schönen Hälfte". Unverantwortlich ist der Vorwurf, Goethe habe diesen Gedanken deshalb an unpassender Stelle wiederholt, weil es eine Lieblingsvorstellung von ihm gewesen! Und nun gar der auf völliger Verkennung beruhende Trumpf: „Die Stelle schreit aus dem Zusammenhang heraus, ist nicht objektiv bedingt, ja objektiv ausgeschlossen, also subjektiv zu erklären." Eine kastrirte Goetheausgabe mag diesen Vers ausmerzen, aber bedauerlich war es, daß ein Mann von Vischers Bedeutung einer solchen blinden Grille verfallen konnte.

belebt die Hoffnung, doch noch des Vaters Einwilligung zu erlangen, und sie schilt den Sohn, weil er diesem keinen Schritt entgegenkomme, er das einmal gefallene Wort als unabänderlich betrachte, in echt männlicher Hartnäckigkeit gleich zum Aeußersten schreite. Sie kennt ihren Gatten zu wohl, als daß sie verzweifeln sollte, diesen durch ein gutes Wort des Sohnes unter dem Beistande der Freunde zur Einwilligung in die Verbindung zu bestimmen, wenn das Mädchen gut und brav sei. So zieht sie denn ihren Hermann mit sich fort.

Schweigend gehen sie nebeneinander dem Hause zu: die bedeutende bevorstehende Entscheidung hält ihre Gedanken mit erwartungsvoller Spannung und stillem Bedenken verschlossen in der Brust zurück. Hermann ist von der Mutter bestimmt worden, dem Vater sein Herz zu eröffnen, was gleich nach der Scheltrede, bei dessen immer mehr in Eifer gerathendem Poltern und bei seiner eigenen tiefen Bewegung über die bitter verletzend ausgesprochene Weigerung, ihm ganz unmöglich gewesen. Schon an sich widerstrebt ein rasches Vordringen der Handlung dem Wesen des epischen Gedichtes, das Umwege nnd Hemmnisse aller Art fordert, um die ruhige Anschauung nicht zu stören und das Wesen der auftretenden Personen, ihre Zustände und ihren ganzen Lebenskreis zu veranschaulichen. Und wie herrlich hat der Dichter hier das einsame Gespräch zwischen Mutter und Sohn benutzt, Hermanns Gesinnungen, sein ganzes tief aufgeregtes Herz in aller seiner innigen Zartheit und edlen Wärme zu enthüllen, die aus Thätigkeit, Liebe und lichter Verständigkeit fein und zart zusammengewobene Gestalt der sorglichsten der Mütter rein hinzustellen, das Verhältniß zwischen Vater und Sohn und die Hoffnung, den erstern zu gewinnen, lebhaft uns zu vergegenwärtigen!

Daß Hermann nicht gleich mit seiner Entdeckung herausbricht, sondern schweigend der Scheltrede des Vaters auswich, ist kein willkürlich ersonnener Zug, sondern in seiner scheuen, ehrfurchtsvollen Natur tief begründet: denn hat die Gewalt der Liebe ihm auch zu entschiedener männlichen Selbständigkeit verholfen, so scheut er sich doch vor leidenschaftlichem Hader, und empfindet er auch die Unmöglichkeit, länger im Hause des seinen Willen unterdrückenden Vaters zu bleiben, so kann er ihm doch nicht offen sein Unrecht vorhalten, ihm nicht keck den Gehorsam aufkündigen. Dazu, daß er, wie Cholevius ihm zumuthet, unter dem Beistande der Mutter und der Freunde eine begütigende Entschuldigung vorgebracht hätte, ist Hermann glücklicherweise zu ehrlich und zu männlich entschieden. Das heißt ihn zu einem wohlerzogenen Knaben machen, der auch da keinen Willen haben darf, wo das eigene Herz einzig entscheiden soll.

Hat schon die Erklärung der Mutter über den Charakter ihres auf gute Weise leicht umzustimmenden Gatten unsere Furcht vor einem gewaltsamen Risse wesentlich beschwichtigt, so können wir um so getroster Sohn und Mutter eintreten sehn, als am Anfange des fünften Gesanges der Pfarrer schon durch seine Darstellung des Glückes des ruhigen Bürgers auf den Vater gewirkt und ihn dringlich ermahnt hat, das ruhige Bemühen des Sohnes, der nicht aus seinem Kreise hinaus wolle, gebührend anzuerkennen und deshalb seiner Wahl einer gleichgesinnten Gattin (diese Grundbedingung setzt er dem auf eine reiche, gebildete Schwiegertochter gerichteten Wunsche des Vaters entgegen) nicht zu widerstreben.

Wir hatten die Freunde in dem Augenblick verlassen, wo der Apotheker die Theure der Zeit als Hinderniß des Strebens,

sich alles Bessere anzueignen, in seiner beschränkten Weise hervorhob. Das Gespräch war endlich dahin zurückgekehrt, daß das Streben nach dem Bessern jedem edlen Menschen innewohnen müsse; auf diesem Punkte aber ergriff es der Pfarrer, um auch den Werth der ruhigen Beschränkung hervorzuheben und damit auf Hermann zurückzukommen. Die Mutter, welche den gehorsam ergebenen, vor kurzem entwichenen Sohn dem Vater zuführt, theilt diesem Hermanns entschiedenen Willen in eindringlicher Weise mit: er habe die Fremde sich gewählt, und geschworen, wenn er sie nicht erhalte, ledig zu bleiben, wodurch freilich alle Pläne des Alten zerstört würden; alles übrige verschweigt sie, um diesen nicht zu ereifern. Mit kurzen, liebevoll dringenden Worten, aus welchen die entschiedene Ueberzeugung spricht, daß die Fremde dem Vater eine würdige Schwiegertochter sein werde, erbittet sich Hermann von ihm die ersehnte Einwilligung. Ist dieser auch bereits so weit umgestimmt, daß er nicht mit polterndem Zorne herausfährt, so fällt es ihm doch äußerst schwer, seine Einwilligung zur Verbindung mit einem flüchtigen Mädchen zu geben. Hier fühlt sich denn der Pfarrer verpflichtet, sein gewichtiges Wort einzulegen. Und so erhebt er sich mit einer seinem Berufe gemäßen Feierlichkeit zur Mahnung an den Vater, nicht das Glück des Sohnes einem bloßen Wunsche zu opfern. Wie sonderbar auch Hermanns Wahl scheine, man dürfe sie deshalb nicht schelten. Daß sie augenblicklich erfolgt sei, könne ihr keinen Eintrag thun, da jeder Entschluß, wie lang er auch berathen sei, doch immer nur in einem Augenblick erfolgen müsse, es nicht hierauf, sondern auf das Gemüth desjenigen ankomme, der ihn fasse. Hermann werde, davon sei er überzeugt, unbeirrt durch falsche Wünsche, nur das ihm Gemäße wählen. Widerspreche die

Wahl auch dem Wunsche des Vaters, so seien doch Wünsche weit entfernt, immer das wahrhaft Wünschenswerthe zu treffen. Die Erfüllung des Wunsches, gewähre uns der Himmel zu unserm Besten oft in ganz anderer Weise*); sie dann zu verkennen müsse man sich hüten. Urplötzlich habe Hermann jetzt das, was die Eltern längst gewünscht, eine ihm gemäße Gattin gefunden; freilich nicht eine solche, wie der Vater sie sich gedacht: aber erscheine ihm auch die ersehnte Heirat in anderer Gestalt, so dürfe er sich dadurch nicht verleiten lassen, durch Verweigerung seiner Einwilligung den Sohn unglücklich zu machen, ihm seine schönsten, zum vollen Genusse der Liebe verliehenen Jahre zu verbittern. Hat der Pfarrer dem Vater ins Herz geredet und ihn dadurch umgestimmt, so kann der Apotheker, der bei dieser Familienangelegenheit auch gern seine Hand im Spiele haben möchte, sich nicht enthalten, in der auf des Vaters Schweigen beruhenden Voraussetzung von dessen Umstimmung, kluge Vorsicht zu empfehlen. Vor allem meint er (und auf diesen doch so nahe liegenden Gedanken bildet er sich etwas ein) müsse man von der Gemeinde der Fremden zu erfahren suchen, was eigentlich an dem Mädchen sei, wozu er sofort seine Dienste anbietet. Hierdurch fühlt denn Hermann, den die ruhige Zurückhaltung des Vaters immer sicherer gemacht hat, sich gedrungen, sein volles Vertrauen auf den reinen und edlen Sinn des erwählten Mädchens auszusprechen, das jede Prüfung bestehn werde. So geht er denn auf den Vorschlag des Apothekers feurig ein, doch wünscht er, dieser möge den Pfarrer mitnehmen, damit zwei so treffliche Männer den Eltern das Gute bezeugten, das sie ohne Zweifel

*) Man vergleiche hierzu Iphigeniens Gebet III, 1, 178 ff. (Erläuterungen S. 86 f.)

erfahren würden. Den letzten Widerwillen des Vaters sucht er durch die Betheuerung zu verscheuchen, sie sei gewiß keine hergelaufene Dirne, sondern das wilde Geschick, das jetzt die herrlichsten Männer verfolge, habe das beste aller Mädchen aus der Heimat vertrieben, das ihr edles Herz sogar in dieser Noth nicht verleugne, da sie, obgleich selbst der Hülfe bedürftig, andern beistehe. So erhebt er sich denn zu dem frommen Glauben, gerade das allgemeine Unglück habe ihm das höchste Glück zugeführt, so daß er in Zukunft dieses Krieges, wie die Eltern jenes Brandes, als des Anfangs reichen Glückes freudig gedenken werde. Die Erinnerung an seine eigene Brautwerbung und die an dem sonst so schweigsamen und stockenden Jüngling ganz unerwartete Beredtsamkeit des Herzens, verbunden mit der entschiedenen, sein hohes Vertrauen schön bekundenden Hindeutung, daß die Erwählte keine fahrende Abenteuerin, sondern ein edles Mädchen, vielleicht gar von hohem Geschlecht sei (letzteres wird durch die Erwähnung der umherirrenden Könige und Fürsten nur leise angedeutet): alles dieses zusammen bewegt endlich den Vater, die von so vielen Seiten ihm abgedrungene Gewährung auszusprechen, wobei er mit gutmüthiger Laune bemerkt, er müsse sich wohl ergeben, wolle er nicht gar am Ende Thränen und Trotz erleben. Die beiden Freunde mögen nur gehn, Hermanns Wunsch zu erfüllen, und sollten sie das Mädchen seines Sohnes würdig finden, es ihm als Schwiegertochter zuführen, im andern Falle will er von der Sache nichts mehr hören. So tritt denn, mit glücklicher Vermeidung von allem das reine Bild verdeckenden Niedrigkomischen, die rasche Nachgiebigkeit des gutmüthigen Polterers uns vor Augen, welcher der liebevollen Vorstellung der Seinigen nicht widerstehn kann, obgleich er sich von der Zweckmäßigkeit des

Gewünschten nicht zu überzeugen vermag, vielmehr in der Sache selbst, die er nicht länger hindern will, auf seiner Ansicht beharrt. Der Dank des durch die Gewährung seiner Bitte beseligten Sohnes spricht sich in lebhafter Vorstellung des hierdurch begründeten Familienglückes aus; denn Hermann ist gewiß, daß nicht bloß die Eltern in der Erwählten seines Herzens die beste Tochter, er selbst die erwünschteste Gattin finden, sondern auch jene unter ihnen sich höchlich behagen werde. Bei der freudigen Hast, möglichst rasch die Fremde ins Haus einzuführen, kommt ihm eben so wenig als einem der übrigen das sonst so nahe liegende Bedenken, ob sie ihre Hand nicht schon vergeben habe, wodurch der Fortschritt der Handlung an unserer Stelle unangenehm gestört worden sein würde; erst weiter unten, wo dieses Bedenken natürlicher und für die fernere Entwicklung von besonderer Bedeutung erscheint, läßt der Dichter es in Hermanns Seele aufsteigen. Sofort eilt dieser dem Stalle zu, um die Pferde anzuschirren und die beiden Freunde auf Kundschaft hinauszufahren; er selbst will sich ganz zurückhalten, nicht eher die Fremde wiedersehn, bis jene ihm die unzweifelhaft gute Botschaft gebracht haben.

An dieser Stelle tritt ein Ruhepunkt der Handlung ein, da ein Hauptergebniß, die Einwilligung des Vaters, bereits errungen ist, und wir, nach Hermanns fester Ueberzeugung von der Trefflichkeit des Mädchens, um den Erfolg der Erkundigung der beiden Freunde nicht ernstlich besorgt sind. So kann denn im folgenden, während der Faden der Handlung sich leise fortspinnt, die ruhige Beschreibung und Erzählung von Begebenheiten, die vor dem Beginne des Gedichtes liegen, bedeutender hervortreten. Wir hören, wie Hermann die Pferde anschirrt, die

Freunde im Kütschchen dem Dorfe zufährt, aber beim Lindenbrunnen Halt macht, der hier aus guter Absicht ausführlich beschrieben wird, da er für die Zusammenkunft Hermanns mit der Geliebten so wichtig werden soll*), wie dieser endlich die Freunde entsendet, die ihm hierher die erwünschte Nachricht bringen sollen. An dieser Stelle tritt auch Hermanns Schilderung der äußern Erscheinung der Geliebten wirksam hervor. Die Erkundigung der Freunde ist geschickt benutzt, den frühern Zustand der linksrheinischen Deutschen seit dem Beginne der französischen Umwälzung, wie auch die augenblickliche Verwirrung und Noth der Ausgewanderten in dem Dorfe, wo sie eben Rast gemacht, als Gegensatz zur behaglichen Ordnung des friedlichen Landstädtchens und besonders von Hermanns Hause, in einem lebensvollen Bilde darzustellen. Der Umweg, welchen der Pfarrer ganz seiner ruhigen Besonnenheit gemäß bei seiner Erkundigung macht, und deren Unterbrechung durch die Abrufung des Richters sind völlig im Charakter des Epos, da dieses Aufhaltungen und Hemmungen liebt, welche Leben in die Handlung bringen oder Züge zum Bilde der Personen und ihrer Zustände oder zur Schilderung des Weltkreises geben.

Anschaulich führt uns der Dichter mit den beiden Freunden, den „gesendeten Spähern", in die Verwirrung des von den Auswanderern belegten Dorfes ein. Bei einem sich eben entspinnenden Streite tritt uns die edle Gestalt eines die Gemüther durch seinen

*) Die beiden mit uralten Linden umgebenen Brunnen bei Frankfurt, der Grindbrunnen und das Pfingstbrünnchen, mochten dem Dichter hier vorschweben, der noch im Jahre 1811 in **Wahrheit und Dichtung** sich derselben erinnerte. Des „Brunnens der Linden" gedenkt auch der Apotheker in einer seiner Jugendgeschichten (IX, 24).

mahnenden Zuruf beruhigenden Alten entgegen. Der Pfarrer, der in ihm sogleich den Richter der Gemeinde erkennt, läßt sich, da er sein ganzes Zutrauen erregt, mit ihm in ein weiteres Gespräch ein, worin er von dem Mädchen, das heute die Wöchnerin hierher gefahren, etwas zu vernehmen hofft. Da dem Apotheker dieser Umweg zu lange dauert, entfernt er sich, um die Fremde nach den von Hermann angegebenen Zeichen auszuspähen. Der Richter schildert am Anfange des sechsten Gesanges die Leiden der linksrheinischen Deutschen und besonders seiner Gemeinde von der gewaltigen Erschütterung an bis zur blutigen, noch in der Erinnerung seinen Abscheu erregenden Rachewuth (vgl. oben S. 69 f.): aber seine düstere Betrachtung über den Menschen, der, wenn er sich frei fühle, eine Beute der schnödesten Leidenschaften werde, wovon die Geschichte der französischen Umwälzung das entsetzlichste Beispiel ist, sucht der Pfarrer durch die Bemerkung zu mildern, jene Zeit werde auch Beispiele schönster Menschlichkeit gezeigt haben.*) Diese dem Charakter des Pfarrers ganz gemäße Aeußerung leitet glücklich die Erzählung von der Heldenthat der Jungfrau ein. Vgl. oben S. 84 ff. Wir ahnen gleich mit dem Pfarrer, daß die gepriesene Jungfrau wohl dasselbe beherzte Mädchen sei, welches Hermann beim ersten Zusammentreffen so wunderbar ergriffen hat; darüber würden wir sofort zur Gewißheit kommen, ließe der Dichter nicht gerade in dem Augenblick den Richter abrufen, als der Pfarrer ihn zur Stelle

*) Aehnlich sagt Goethe in Bezug auf die Belagerung von Mainz: „Einigermaßen erholte sich unser Geist von alle dem Trübsal und Jammer bei Erzählung mancher heroischen That der tüchtigen Stadtbürger. . . . Man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieser Art, welche sich und andere [durch Löschen der eingefallenen Bomben] glücklich gerettet."

führen will, wo der eben zurückgekehrte Apotheker Hermanns Geliebte ausgespäht hat. So wird auch hier wieder die Handlung glücklich aufgehalten. Dabei gewinnt der Dichter Gelegenheit, Dorotheens Erscheinung ruhiger zu beschreiben. Der Pfarrer erkennt unzweifelhaft in dem vom Apotheker bezeichneten Mädchen Hermanns Geliebte. Ihr Anblick läßt ihn sogleich seine feste Ueberzeugung aussprechen, daß in einem so vollkommenen Körper auch eine herrliche Seele wohnen müsse*), wogegen der Apotheker seine vorsichtige Lebensregel anbringt, man dürfe dem Scheine nicht trauen.**). Der endlich zurückkehrende Richter bestätigt dem Pfarrer nicht allein, daß das Mädchen jene heldenhafte Jungfrau sei, er gedenkt auch ihrer treuen Pflege eines alten Verwandten und hebt die Geistesstärke hervor, wie sie den Opfertod ihres Bräutigams, eines für die Freiheit edel begeisterten Jünglings, ertragen. Trotz der Eile der Freunde kann der über diese Nachricht hocherfreute Pfarrer sich nicht versagen, dem Richter zum Danke ein Goldstück für die armen Ausgewanderten zu spenden, wobei die bedrängte Lage der Zeit noch einmal lebhaft hervorgehoben wird, und der Dichter Gelegenheit erhält, den Gegensatz des gern seinen Ueberfluß mittheilenden Pfarrers zum sparsamen Apotheker anzudeuten. Hierdurch gewinnt die oben glücklich eingeleitete Zusammenkunft mit dem Richter einen entsprechenden Abschluß, wie ihn der ruhige Fortschritt des Epos fordert.

Die Entwicklung der Handlung scheint schon ganz nahe, wir

---

*) „So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele rein." Frei nach dem aus aus Juvenal (X, 356) sprichwörtlich gewordenen: Mens sana in corpore sano. Ein anderes deutsches Sprichwort sagt: „In schönem Leib Wohnt freundlich Weib".

**) Der Apotheker deutet auf das Sprichwort: „Trau' niemand, du habest denn ein Scheffel Salz mit ihm gegessen."

glauben mit dem Pfarrer, sie brauchten nur zum Mädchen hinzufahren, und gleich werde ein glücklicher Erfolg die Werbung krönen: aber gerade hier flicht der Dichter ein neues Hemmniß geschickt ein, das den ganzen folgenden, die gegenseitige innige Liebe hervorkehrenden Verlauf bedingt. Der Jüngling, der nach der endlichen Einwilligung des Vaters nichts Eiligeres zu thun hatte als die auf Erkundigung ausgehenden Freunde an Ort und Stelle zu schaffen, ist während des ihn in sich selbst versenkenden einsamen Wartens von quälenden Bedenken befallen worden. Sollte denn die flüchtige Fremde, die, bei ihrer Genügsamkeit und Thätigkeit, um ihr Auskommen nicht besorgt zu sein braucht, gleich dem ersten besten Unbekannten, der sich anbietet, ihre Hand reichen? Ja muß er nicht fürchten, ein so wackeres Mädchen habe längst einem Jünglinge Herz und Hand versprochen? So kann er denn die fröhliche Botschaft nicht mit der von den Freunden vorausgesetzten Freude aufnehmen*), ja er muß ernstlich Bedenken tragen, mit ihnen zur Geliebten zu fahren. Freilich könnte ihm der Pfarrer durch die Nachricht, daß ihr für die Freiheit begeisterter Bräutigam in Paris einen schrecklichen Tod gefunden, den einen Zweifel halb benehmen, allein der geschwätzige

*) Der Pfarrer, der früher den jungen Wirthssohn immer mit Ihr angeredet hat, bedient sich in diesem bedeutsamen Augenblick des zutraulichen, menschlich nähern, innigst theilnehmenden Du, wozu er um so mehr berechtigt ist, als Hermann unter seiner Leitung herangewachsen war, wonach das Du aus früherer Zeit ihm noch so nahe liegt. Auch im letzten Gesange enthält sich der Pfarrer, der lächelnd Hermanns ängstliches Dringen ablehnt und sich des unerwartet schönen Erfolges freut, nicht der traulichen Anrede, die er dort auch der Braut gegenüber beibehält. Dagegen hat der reiche Kaufmann Hermann, als er ihn zum Besten halten wollte, mit dem zwischen Du und Ihr in der Mitte liegenden Er angeredet, das sich nur an dieser einzigen Stelle (II, 228) findet.

Apotheker (es gehört dies zu den glücklichsten Erfindungen) schneidet ihm das entscheidende Wort ab, indem er sehr unzeitig, aber ganz seinem Charakter gemäß, in aller Breite die alte gute Zeit preist, wo man sich nicht selbst um die Braut beworben, sondern einen Freund als Freiersmann vorsichtig zu den Eltern der Erwählten gesandt habe. Wie sehr die neue, weit edlere unmittelbare Weise der Bewerbung um das Herz der Geliebten vor einer solchen geschäftlichen Betreibung den Vorzug verdiene, kann unser trockener, nüchtern beschränkter Freund nicht erkennen. Freilich würde der Pfarrer noch immer Zeit haben, den von Argwohn und Zweifel gequälten Jüngling von seinem Bedenken wegen des Bräutigams zu befreien, aber in diesem Augenblick schneidet Hermanns Hast jede Einrede ab, da er sofort seinen festen Entschluß ausspricht, nicht auf dem Wagen, als ob sie ihrer Sache gewiß seien, zur Geliebten zu eilen, zu Fuß will er sie aufsuchen, um aus ihrem eigenen Munde sein Schicksal zu vernehmen. Die Freunde sollen indessen mit der vernommenen Kunde zu den Eltern zurückfahren, und dort seine glückliche oder unglückliche Rückkunft erwarten.*) Dadurch, daß der Pfarrer hier verhindert wird, die Nachricht von Dorotheens Bräutigam Hermann mitzutheilen, gewinnt der Dichter noch zwei besondere Vortheile: denn einmal kann er nun den Ring an Dorotheens Finger höchst bedeutsam verwenden, dann aber erscheint es auch fast gefordert, daß Hermann gerade aus Dorotheens Munde im feierlichsten Augenblick die erste Nachricht von ihrem frühern Bräutigam vernimmt.

---

*) VI, 292 f. ist die alte Lesart: „O daß ich die Traute freudig und schnell ihn (den Fußweg) führte“, herzustellen. Heimführte statt ihn führte, war ein seit der zweiten Ausgabe fortgepflanzter Druckfehler, wie 291 An den (statt dem) Birnbaum.

Rasch drängt dieser jetzt dem Pfarrer die Zügel auf, der, da jeder Widerspruch unnütz scheint, den Wagen besteigt und den unter dieser neuen Leitung des Kütschchens um sein Leben und seine gesunden Glieder bedenklich besorgten Apotheker durch die Bemerkung, daß er das Fahren von früherer Zeit her wohl verstehe, wenigstens so weit zu beruhigen weiß, daß derselbe, wenn auch noch immer ängstlich besorgt, sich zum Einsteigen entschließt. So belebt der Dichter hier anmuthig durch einen halbkomischen Zug die ernst gespannte Handlung.

Noch immer hegen wir um Hermann keine ängstliche Besorgniß: denn daß des Mädchens Bräutigam gestorben sei, wissen wir bereits, und sein Zusammentreffen mit ihr läßt uns den Finger Gottes ahnen, der, wie er Hermanns Eltern über der Brandstätte verbunden hat, so auch aus dem Unglück der Vertriebenen einen glücklichen Bund hervorgehn lassen wird, wie es Hermann selbst im fünften Gesange vorahnte. Dieser Glaube an eine wunderbare Fügung wird bedeutend gehoben durch das unerwartete Zusammentreffen beim Brunnen, das dem noch eben in düstern Zweifel versunkenen Jüngling Muth und Kraft gibt. Der Dichter hat nicht verfehlt, den Augenblick, wo Dorothea ganz plötzlich vor den Augen des von Staunen ergriffenen Hermann erscheint, auf das allerbedeutendste hervortreten zu lassen: er beginnt nicht allein damit einen Gesang, sondern belebt auch diese unerwartete Erscheinung durch das einzige im Gedicht sich findende Gleichniß, das bei seiner großartigen Wahrheit wunderbare Wirkung übt.*) Das, was Hermann und den Zuhörer so über-

*) Daß in dem durch anhaltendes Schauen in die Sonne gereizten Auge sich noch einige Zeit ihr Bild erhält, ist eine so bekannte Erfahrung, daß dieses Gleichniß als ein ganz einfach natürliches uns anspricht.

raschend ergreift, erklärt der Dichter auf die natürlichste Weise aus der Trübung des Quell- und Brunnenwassers im ganzen Dorfe, welche der Auswanderer Unbesonnenheit und Verwirrung verschuldet haben.*)

Hermann, freudig betroffen durch das wie ein Wunder erscheinende Zusammentreffen, geht Dorotheen entgegen. Wie scheu er auch bisher gewesen, die Liebe macht ihn auch hier beredt; geschickt weiß er die Bereitwilligkeit des „wackern" Mädchens zu preisen, sich überall hülfreich zu zeigen, nur wagt er nicht, seine Freude, daß er sie hier wiederfinde, auszusprechen, da das Geheimniß, welches er ihr zu entdecken hat, ihn doch etwas beengt, wogegen Dorothea in völligster Unbefangenheit, da sie von nichts weniger als von einer Liebesneigung sich bewegt fühlt, ihr Glück preisen kann, den freundlichen Wohlthäter wiederzusehn**), ja sie fordert ihn auf, ihr ins Dorf zu folgen, um von allen Erquickten den ruhigen Dank zu empfangen, da jetzt die erste aufgeregte Freude vorüber sei. Die gleiche Unbefangenheit bewährt sie im folgenden, wo sie zunächst die Stufen zum Brunnen hinabsteigt, dann sich auf das Mäuerchen setzt und mit einem der beiden mitgebrachten Krüge Wasser schöpft — und in allem folgt ihr Hermann unaufgefordert, halb unbewußt.***) Als sie sich aber

---

*) Goethe erinnerte sich hierbei der Waldwiese bei Pillon in der Champagne, wo die beiden klaren Bassins eines vorbeifließenden Wassers sogleich von Menschen und Pferden getrübt worden wären, hätte nicht sein eigenes entschiedenes Einschreiten es verhindert.

**) Sie bedient sich in der Anrede der zweiten Person der Mehrheit, welche der Dichter statt des zu sehr an das konventionelle Leben erinnernden, in Vossens Luise nicht verschmähten Sie mit Recht überall braucht, wo das trauliche oder unterordnende Du nicht an der Stelle ist. Vgl. S. 118*.

***) Man erinnert sich hierbei der ähnlichen und doch so verschiedenen Brunnen-

herüberbeugen, und ihr Bild mit dem blauen Himmel über ihnen im Wasserspiegel schwanken sehen, da begrüßen sie sich gleichsam zum erstenmal: der Jüngling wagt es in diesem lieblichen Abbild zuerst, ihr liebevoll ins Auge zu schauen, ihr freundlich zu winken, und das Mädchen erwidert gern, was sie in ihrer noch andauernden Unbefangenheit nur für heiteres Spiel hält. Hermann aber wird durch das freundliche Entgegennicken froh ermuthigt, und so wagt er es, sie um einen Trunk aus ihrem Kruge zu bitten. Aber noch ehe er ihr sein Herz eröffnet, kann sie ihre ganz natürliche Verwunderung nicht verbergen, ihn an diesem Platze ohne Wagen und Pferde zu sehn; hat er sie ja mit einem ähnlichen Ausdruck der Verwunderung empfangen, und ihren freundlichen Antheil an ihm darf sie, ohne zudringlich zu sein, nicht anders zu erkennen geben. Hier tritt denn auch von ihrer Seite das trauliche Du ein, das sie aber bald nachher aufzugeben sich getrieben fühlt. Hermann, für den jetzt der Augenblick gekommen, ihr seine Liebe offen zu gestehn, fühlt dessen entscheidende Wichtigkeit, und so will er sein Geständniß nicht länger zurückhalten. Und doch, als er ihr ins Auge sieht, das so klar und verständig ihn anblickt, keine Spur liebender Neigung zeigt, vermag er es nicht: rasch gefaßt, macht er ihr den Vorschlag, ihm nach Hause zu folgen, um der Mutter mit Hand und Herz gleich einer Tochter zu helfen. Aber nur stotternd und unbestimmt kann er den seinem Herzen nur halb entsprechenden, sein innerstes

---

szene am Anfange von Werthers Leiden, und der Bemerkung Werthers (im Briefe vom 12. Mai), „wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben". Sie war gekommen, um einen Krug zu füllen, hatte aber dazu einen kleinern mitgenommen, um vorsorglich den Gang möglichst auszunutzen.

Gefühl verleugnenden Antrag vorbringen. Dorothea bewährt hier in schönster Weise ihre feste, auf klarer, sich nichts verhehlender Einsicht beruhende Entschlossenheit. Des Jünglings Stottern und die milde Form des Antrags hält sie für eine Folge der Furcht, sie zu beleidigen, wenn er sie mit dürren Worten als Magd dinge, doch sie ist bereit, alles muthig zu dulden, was ihr die Noth auflegt, und da sie ihre Pflicht bei der Wöchnerin erfüllt hat und an eine baldige Rückkehr nicht denken kann, nimmt sie den angebotenen Dienst im Hause seines Vaters, des „würdigen Mannes", dankbar an. Einen Augenblick zweifelt Hermann, ob er ihr nicht jetzt die volle Wahrheit gestehn soll, aber da ihr ganzes Wesen noch immer keine Spur von Liebe verräth, beschließt er, sie im Wahne zu lassen und ihr erst zu Hause seine Liebe zu gestehn, nicht ohne die Hoffnung zu hegen, bereits auf dem Wege sich ihre Neigung zu erwerben. Da sieht er aber zu seiner Bestürzung an ihrem Finger den goldenen Ring, der alle seine Hoffnung niederschlägt: in stilles Sinnen versenkt, folgt er ihrer Aufforderung, sie nach dem Dorf zu begleiten, wo sie von den Ihrigen Abschied nehmen und deren Segen sich erbeten will. Doch ehe sie scheiden, drängt es beide, noch einmal in die Quelle hinabzuschauen und sich des lieblichen Anblicks ihrer wiedergespiegelten Bilder zu erfreuen — „und süßes Verlangen ergriff sie".*) War Hermann selbst schon früher von sehnsüchtiger, durch diesen Blick gesteigerter Liebe ergriffen gewesen, so begann jetzt auch in Dorotheens Brust eine stille Neigung zu dem schönen, durch den schwermüthigen Zug seines Auges noch reizendern

*) VII, 107. Nach dem homerischen, freilich in ganz anderer Beziehung stehenden Verse (Ilias III, 446):

Wie ich jetzt dich liebe, und süßes Verlangen ergreift mich.

Jüngling sich zu regen, ihr selbst zunächst noch unbewußt. Hält dieser sich auch möglichst zurück, so kann er doch die Bitte nicht unterlassen, ihr beim Tragen die Last erleichtern zu dürfen, und als Dorothea sich hierauf schon ganz als dienende Magd erklärt, verrathen seine schmerzlich auf sie gerichteten Augen die tiefe Bewegung seines Herzens.

Trefflich hat der Dichter auch hier wieder die Entwicklung aufzuhalten gewußt, und zwar durch die natürlichsten, im Charakter der Personen gegebenen Mittel, da Hermanns scheue Natur, wenn auch aus sich herausgetrieben und zu entschiedenem Wollen ermuthigt, doch aus Furcht vor einem sein Glück auf einmal zerstörenden abschlägigen Bescheid sich zurückhalten muß von einem hier jedenfalls seltsam erscheinenden und um so weniger Erfolg versprechenden Liebesantrag, als ihn das Mädchen, wenn auch mit freundlichen, doch so klar verständigen, keine Liebessehnsucht verrathenden Augen anblickt, wie Dorothea denn durchweg, obgleich so zart und rein empfindend, doch frei von jeder Empfindsamkeit erscheint. Ein äußeres, besonders im folgenden höchst glücklich angewandtes Mittel, Hermanns Geständniß zurückzuhalten, bleibt der Ring an Dorotheens Finger. Auch an dieser Stelle tritt wieder ein Ruhepunkt der eigentlichen Handlung ein. Der Dichter beschreibt ausführlich, wie Dorothea neben dem still in sich versunkenen Jüngling*) den Weg zum Dorfe wandelt, wie sie von der Wöchnerin und den Ihrigen Abschied nimmt, endlich, von den Segenswünschen aller geleitet, sich mit Hermann entfernt. Vortrefflich ist diese Ausführung benutzt, um nicht

*) Statt des einfach bezeichnenden „mit ihrem stillen Begleiter“ (129) las die erste Ausgabe das durch die beiden schließenden Anapäste schlaffere „mit ihrem Begleiter zur Seite“.

allein das Bild von Dorotheens treu sorgsamer Häuslichkeit zu vollenden, sondern auch die Zartheit ihres kindlich reinen Gefühls bei aller Verständigkeit und Entschlossenheit zur Anschauung zu bringen. Auch konnte der Dichter unmöglich unterlassen, uns die Auswanderer, und besonders die Wöchnerin, nach der vorhergegangenen Noth und Verwirrung noch in einer für den Augenblick beruhigtern Lage zu zeigen, so daß wir uns fast in einem häuslich sichern Familienkreise zu finden glauben. Bemerkenswerth ist die glückliche Erfindung, daß wir den Namen des Mädchens, nach dem Hermann nicht zu fragen gewagt, hier zuerst aus dem Munde der auf sie losspringenden Kinder vernehmen; außerdem tritt er nur zweimal hervor, nämlich als die Weiber beim Abschiede sie umarmen (194), wo wir fast ihren Namensruf zu vernehmen glauben („Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber"), und in Hermanns letzter feierlicher Rede nach der Verlobung (IX, 300). Freilich gibt schon die Ueberschrift unseres siebenten Gesanges, wie die des ganzen Gedichtes ihren Namen, aber diese Ueberschriften laufen neben der eigentlichen Dichtung her.

Mit unübertrefflicher Kunst schildert Goethe den Heimgang des edlen Paares, vor allem Hermanns Zurückhaltung, der, wie sehr es ihn auch drängt, Dorotheen seine Liebe zu gestehn und sein Geständniß mit dem ersten feurigen Kusse zu besiegeln, sich nicht dazu ermuthigen kann, besonders aus Furcht, er werde vernehmen, daß sie bereits verlobt sei. Doch auch Dorothea, in deren Brust die Neigung sich vernehmlicher zu regen beginnt, muß sich zurückhalten. Ersterer knüpft, um ein Gespräch zu beginnen, an das drohende Wetter an, wogegen Dorothea auf das kommt, was ihr besonders am Herzen liegt, ihren anzutretenden

Dienst, und sich nach der Sinnesart seiner Eltern erkundigt, denen sie gern in allem gefallen möchte. Der Jüngling wird durch diese Frage, die ihre schöne, verständig ruhige Fügung in ihr Schicksal zugleich mit ihrer dankbaren Neigung für ihn selbst bekundet, so tief gerührt, daß er von herzlichem Vertrauen sich getrieben fühlt, ihr, was er bisher gegen keinen Fremden zu thun gewagt, die verzeihlichen Schwächen seines Vaters zu enthüllen. Hermanns inniges Vertrauen thut ihrem eben dadurch gehobenen Herzen gar wohl, und munter beschleunigt sie im Dunkel ihre Schritte, wobei sie ihre Aufregung möglichst zu verbergen sucht. Gleichsam von selbst schließt sich an die Aeußerung, daß sie die Eltern zufrieden zu stellen hoffe, die weitere Frage, wie sie denn ihm selbst zu begegnen habe, wobei wieder das trauliche Du hervortritt. Wie sehr ihn auch diese Frage zur Liebeserklärung verlocken muß, besonders da Dorothea sich mittlerweile unter demselben Birnbaum niedergelassen, unter welchem er noch vor wenigen Stunden die bittersten Thränen um sie vergossen hat, auch eben der volle Mond, der Freund der Liebenden, die dunkle Nacht ahnungsvoll beleuchtet, so hält er sich doch auch jetzt mit Gewalt zurück. Zwar wagt er ihre Hand zu ergreifen und sie auf ihr Herz zu verweisen, das ihr sagen werde, wie sie ihm begegnen solle, aber hier verstummt er, äußerst betroffen durch den Ring, den er jetzt mit einem gewissen Schauer an der Hand f ü h l t, wie er früher seinem A u g e aufgefallen war. Das Mädchen, das eine Bewegung in Hermanns Seele zu bemerken glaubt, lenkt rasch ein: sie preist den schönen Mondschein, aber nicht mit gefühlsseliger Schwärmerei, sondern es freut sie, daß sein lieblicher Glanz sie die Häuser und Höfe, ja sogar die blinkenden Scheiben in einem ihr ins Auge fallenden Giebel-

fenster unterscheiden läßt. Dieses Giebelfenster gehört zu Hermanns Schlafzimmer, dem hierdurch eine neue Veranlassung geboten ist, seiner Liebe zu gedenken: allein auch diesmal widersteht er der Versuchung. Er bemerkt nur einfach, das Haus, welches sie sehe, sei ihre Wohnung, das blinkende Fenster gehöre zu seiner Schlafstube*); bis hierher erstreckten sich ununterbrochen ihre Besitzungen, da ihre Felder von hier bis zu ihrem Garten und Weinberg reichten. Noch eine andere stärkere Versuchung soll Hermann bestehn, als Dorothea beim Herabsteigen auf den unbehauenen Platten des dunkel beschatteten Weinbergs mit den Händen auf seine Schultern sich stützt und endlich bei einem Fehltritte zu fallen droht, wo er denn, rasch sich umwendend, sie mit seinen Armen aufhält. Wie nahe auch dieser Fall Brust an Brust, Wange an Wange bringt, so daß er den Schlag ihres Herzens, den „balsamischen" Hauch ihres Athems fühlt, so versagt er sich doch den Genuß, sie fest mit aller Inbrunst seines Herzens zu umschlingen; er stemmt sich nur der theuren Last entgegen, trägt „mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes" (98). In der an ähnliche homerische Ausdrücke anklingenden Umschreibung Dorotheens erinnert uns der Dichter, wie in einem umfassenden Rückblick an die ausdauernde Kraft, mit welcher Dorothea sich in alle Verhältnisse zu fügen, sie zu beherrschen, sich gefaßt aufrecht zu erhalten, auch jetzt noch das Gefühl ihres Herzens zu bewältigen weiß, in vollem Bewußtsein der Würde

*) Man darf die Worte „meines Zimmers im Dache, das vielleicht das deine nun wird" (VIII, 73 f.), nicht dahin verstehn, daß Hermann hiermit gleichsam einen Anlauf nehme, ihr seine Liebe zu gestehn, dann aber scheu zurückweiche, vielmehr sollen sie nur die freundliche Aufnahme andeuten, welche ihrer in seinem elterlichen Hause warte.

des Weibes, das durch Dienen sich die Herrschaft zu erwerben bestimmt ist; an Dorotheens hohe Gestalt denkt er dabei nicht.*) Das Mädchen verbirgt seinen Schmerz, aber auch, was der Dichter wohl hätte andeuten sollen, seine innere Aufregung, unter einem heitern Scherze; doch tritt die innige Annäherung an Hermann hier unwillkürlich wieder in dem traulichen Du hervor.

Die am Anfange des letzten Gesanges eintretende Anrufung der Musen regt unsere gespannte Erwartung anmuthig an und beruhigt sogleich unsere Besorgniß in echt epischer Weise durch die Hindeutung auf eine glückliche Lösung.*) Ganz in der Weise des Epos, das Unterbrechungen der Handlung liebt, ja fordert, wird die Erzählung hier durch den Vorbericht dessen aufgehalten, was unmittelbar vor der Ankunft des edlen Paares im Hause vorgegangen: wir erhalten eine ausführliche Schilderung der bangen und unmuthigen Erwartung von Hermanns Rückkehr. Wie der Pfarrer und der Apotheker angekommen und empfangen worden, ist übergangen, ja wir hören nicht einmal, ob sie wieder im Sälchen um den runden Tisch oder im gewöhnlichen Wohn-

*) In dem vorher (94) bloß angedeuteten Vergleich mit einem Marmorbild wird die Starrheit, das Zurückhalten alles Lebens bezeichnet, was der gewöhnliche Sprachgebrauch durch einen gemeinen bildlichen Ausdruck bezeichnet. In Wielands Oberon heißt der von Schrecken Entseelte „starr, wie ein Bild auf einem Leichenstein“. Vgl. Shakespeares Was ihr wollt II, 4.

**) Ursprünglich begann die Anrufung (IX, 1—4): „Muse, die du bisher den trefflichen Jüngling geleitet“, es folgte V. 3, dann: „Hilf uns ferner“. Zuerst wurde die Einzahl der Musen in die Mehrzahl umgesetzt (Helfet auch statt Hilf uns, habt statt hast), darauf V. 1 also verändert „Musen, die ihr den Dichter und herzliche Liebe begünstigt“, später die jetzige Fassung (so gern die statt den Dichter und) eingeführt, und als zweiter Vers mit Benutzung des Schlusses des frühern ersten eingeschoben: „Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet“.

zimmer sitzen. Die Mutter weiß sich vor echt weiblich besorgter Ungeduld nicht zu halten, wodurch der Vater noch ärger verstimmt wird. Als Nachbar Apotheker durch seine Unterhaltung den Unmuth zerstreuen will, macht er es recht schlecht, wie es in solchen Fällen nicht selten geschieht, indem er das traurige Bild des Todes heraufbeschwört*), so daß der Pfarrer durch seine sinnige Weisheit die dadurch angeregten trüben Gedanken verscheuchen muß, indem er auf den ewigen Kreislauf des Lebens hinweist. So werden wir im Hause Hermanns, das wir vor längerer Zeit verlassen haben, wieder heimisch, und das Bild der vier Personen frischt sich in der Erinnerung auf. W. von Humboldt hat die Erzählung des Apothekers für die einzige Stelle des Gedichtes erklärt, in welcher die sonst durchweg beobachtete Stetigkeit der erregten Empfindungen gestört werde, was der Dichter aber mit entschiedenster Einsicht gethan habe, da der Uebergang der allgemeinen Verstimmung in eine ruhigere Fassung, welche das folgende Auftreten des liebenden Paares nothwendig mache, nur durch einen starken Kontrast herbeigeführt werden könne; auch wäre ein glücklicheres Mittel als der Gegensatz zwischen Vernichtung und Leben nicht aufzufinden gewesen, besonders da unmittelbar darauf das Leben in seiner schönsten Fülle und Kraft geschildert werde. Uns scheint das Unpassende der Geschichte nur für den Apotheker charakteristisch, dessen Bemerkungen über die frühere Art der Werbung durch einen Freiersmann wir oben gleichfalls an sehr ungehöriger Stelle fanden. Die Ungeduld wird auch durch die schöne Erwiderung des Pfarrers nicht beruhigt, in welcher wieder die Person des für die Entwicklung

*) Man hat damit die ähnliche Beruhigung der übergeschäftigen Hausfrau durch den Gedanken an den Tod in Goldsmiths Landprediger (K. 2) verglichen.

so wichtigen Geistlichen in ihrer edlen Weisheit hervortreten sollte.*) Durch den Gegensatz der noch immer unmuthigen Erwartung wird die Verwunderung über den Eintritt des hohen, herrlichen Paares, für das die Thüre des Zimmers fast zu klein scheint, wesentlich gesteigert.

Dorothea steht bisher noch immer im Wahn, sie sei als Magd gedungen. Leicht hätte der Dichter beim ersten Betreten des Hauses diesen Irrthum ohne weiteres aufklären können, aber, abgesehen davon, daß das epische Gedicht Aufhaltungen und Verwicklungen der einfachen Handlung liebt, Dorotheens zartes Gefühl und ihre herzliche Liebe zu Hermann sollten erst durch eine besondere Prüfung zu lebhaftester Anschauung gebracht werden. Hat sie so wunderbar auf Hermann gewirkt, so darf sie selbst auch von ihm nicht ungerührt geblieben sein, und soll der Bund wahrhaft segensreich werden, so muß sie neben ihrem hellen Verstande, ihrer entschiedenen Entschlossenheit, ihrer leichten Gewandtheit und sorgsamen Häuslichkeit auch ein zart empfindendes Herz und hold gewinnende Anmuth besitzen. Allen diesen Anforderungen hat Goethe durch den schon von der zu Grunde liegenden Geschichte gebotenen raschen Scherz des Vaters (vgl. S. 5.) und die Verstellung des Pfarrers entsprochen. Hermann, der sich unfähig fühlt, auf gute Weise die im Drange der Umstände ergriffene Täuschung aufzulösen, bittet den Pfarrer, dem er die Sache eilig vertraut, um diesen Liebesdienst. Allein der Vater, der die ihm sehr wohl gefallende Schwiegertochter auf das freundlichste empfangen will, hat sie bereits mit einem be-

*) In der ersten Fassung fehlte die ganze Rede des Pfarrers, die durch den Eintritt des Paares abgeschnitten wurde. Statt IX, 46—54 stand der Vers:
Lächelnd öffnete schon der weise Pfarrherr die Lippen.

haglichen Scherze angesprochen, der sie, die von einer Werbung des Sohnes gar nichts weiß, tief verletzen muß: der vermeinte Spott regt ihre Seele um so gewaltiger auf, als sie sich durch ihre wirklich empfundene Liebe zu Hermann tief beschämt fühlt, doch mäßigt sie ihr Gefühl und verbirgt ihre Herzensqual unter der Klage über den Spott, der die Unglückliche doppelt bitter treffe. Der Pfarrer, dem ihre empfindliche Klage über einen so unzarten Empfang und die ihr im Auge stehenden Thränen die zarte, edle und reine Seele Dorotheens verrathen, will auf Hermanns dringenden Wunsch, die Verwirrung zu lösen, nicht eingehn, wie schmerzlich bewegt er auch den Jüngling sieht, vielmehr sucht er diese absichtlich zu steigern, um das Mädchen zur vollen Enthüllung ihrer schönen Seele zu reizen; daß ihr Schmerz durch die wirklich genährte Neigung zu Hermann seinen eigentlichen Stachel erhalte, ahnt er eben so wenig, als er am Anfange des zweiten Gesanges die wahre Ursache von Hermanns Veränderung erräth. Ein dienendes Mädchen, bemerkt er ihr, müsse viel von der Laune des Herrn, der Frau und der Kinder ertragen können, am wenigsten dürfe es einen leichten, ganz gewöhnlichen Scherz so übel aufnehmen. Diese aber kann einem solchen unverdienten Tadel gegenüber den Ausdruck des tiefsten, ihre Brust schwellenden, seit dem Heimgange vom Dorfe immer glühender erregten Gefühls nicht zurückhalten, und so gesteht sie unter reichströmenden Thränen, sie sei besonders deshalb von dem Spotte getroffen worden, weil sie wirklich Neigung zu dem Sohne des Hauses gefaßt und die stille Hoffnung gehegt habe, ihn einst zu verdienen. Dabei erhalten wir einen übersichtlichen lichten Rückblick über ihr ganzes bisheriges Zusammentreffen mit Hermann. Doch gerade der Spott, fährt sie fort, habe ihr die Be-

sinnung wiedergegeben, welche ihr die Neigung geraubt; jetzt erst erkenne sie die Gefahr, einem still Geliebten so nahe zu leben, sie fühle, wie groß ihr Abstand vom reichen Jüngling sei und welche unerträgliche Schmerzen sie hätte erdulden müssen, wenn sie gesehen, daß der Geliebte, was nicht habe ausbleiben können, eine andere als Braut heimgeführt. Doch nun, wo sie das sie beschämende Geheimniß verrathen habe, solle sie nichts mehr auch nur einen Augenblick zu halten vermögen, und so will sie trotz der dunklen Nacht und des Gewittersturmes*) sofort zu den Ihrigen zurückkehren; denn ihr heldenmäßiger Sinn, der sich auch darin bewährt, daß sie keineswegs über das Schicksal sich beklagt, sondern seine gewaltige Macht („ein hohes Schicksal") verehrungsvoll anerkennt, will kein Hinderniß gelten lassen. Herrlich bewährt sich auch hier die entschiedene Natur der von reinem Gefühl erfüllten Mutter; herzlich umschließt sie die weinende Tochter mit beiden Armen und hält sie dringend zurück, während der Vater, der sich höchst ungern aus seiner behaglichen Ruhe aufgescheucht sieht, voll Unmuth über die leidenschaftliche, in Thränen und heftigen Reden sich ergießende Aufregung zu Bette gehen will, ohne den Ausgang abzuwarten.**) Dieses muß

*) Zuerst nennt sie die dunkle Nacht, mit welcher die tiefgehenden Wolken, wie sie kurz vorher gesehen, alle Sterne verdeckt haben, dann den Donner, den sie eben vernimmt (die Worte „ich hör' ihn" spricht sie in leidenschaftlicher, ihren festen Entschluß verkündender Erregung mit besonderer Erhebung der Stimme und einer lebhaften Hindeutung der Hand); endlich gedenkt sie auch des herabstürzenden Regens und des Sturmes, die sie nacheinander jetzt vernimmt. Der einfache Ausdruck ist hier voll malerischer Kraft.

**) Die Ausführung (197 f.):

Und er wandte sich schnell und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett stand und wo er zu ruhen gewohnt war,

Hermann zu verhüten suchen. Deshalb beschwört er den Pfarrer, doch der Verwirrung, die er absichtlich noch vermehrt habe, endlich durch Enthüllung der Wahrheit ein Ende zu machen: allein dieser weist den Vorwurf mit der Hindeutung auf Dorotheens dadurch erzieltes Bekenntniß ihrer Gegenliebe lächelnd zurück, und mahnt ihn, sich selbst zu erklären; darf ja die Erwählte das Geständniß der Liebe nur aus dem Munde des Liebenden vernehmen. So enthüllt denn endlich Hermann selbst seine wahre Absicht der Geliebten, die mit gerührtester Freude sich ganz ihrem Glück überläßt. Auch den letzten Unmuth des unterdessen vom Pfarrer aufgeklärten Vaters weiß Dorothea durch ihre unendliche Anmuth zu verscheuchen, wogegen es bei der zarten, tief fühlenden Mutter dazu keiner Worte bedarf. Aber auch die ganze Hoheit von Dorotheens Seele soll am Schlusse noch einmal lebendig hervortreten und ihr gegenüber Hermann als kräftiger, dem Bestehenden zugewandter, zur Sicherung von Familie und Vaterland muthig bereiter deutscher Bürger erscheinen. Hierzu wird der Ring an Dorotheens Finger, den der Pfarrer bemerkt, als er eben die Verlobung in entschlossener Raschheit vollziehen will, wieder auf das glücklichste benutzt. Dorothea, vom Pfarrer, der seiner Sache ganz gewiß ist, scherzend auf den Ring hingewiesen, gedenkt ihres unglücklichen Bräutigams, dessen letztes mahnendes Wort, auf keinen Besitz zu vertrauen, sie stets heilig gehalten

ist echt homerisch und dem Tone des alles sinnlich belebenden Epos gemäß. Vgl. Ilias I, 609 f.:

Zeus auch ging zum Lager, der Donnergott des Olympos,
Wo er zuvor ausruhte, wenn süß ihm nahte der Schlummer.

Eilte zu gehn, wie bei Homer *βῆ δ' ἴμεν, ἰέναι, βῆ δὲ θέειν*. An ein eiliges Gehen ist nicht zu denken, nur an den raschen, gleich in Vollzug gesetzten Entschluß.

hat, und selbst in diesem Augenblick, wo sie sich so wunderbar geborgen sieht, kann sie ein ängstliches Beben ihres Herzens nicht ganz beschwichtigen: allein sie fühlt auch den ernstlichen Ruf des Schicksals, und so steckt sie entschlossen den neuen Verlobungsring zum frühern*), überzeugt, ganz im Sinne des hingeschiedenen Bräutigams zu handeln. Aber im Gegensatz zu dem von der Freiheit begeisterten und in den stürmischen Wellen der Umsturzzeit untergegangenen Bräutigam beharrt Hermann fest auf dem Bestehenden, das er mit aller männlichen Kraft zu bewahren sich getrieben fühlt: als echter ruhiger Deutscher will er, statt jener ungeheuren Bewegung, welche alles vernichtet hat, sich schwärmerisch anzuschließen, fest auf deutscher Seite und deutschem Boden jedem Feinde zum Trotz beharren. So hat sich durch die Liebe Hermann zum Manne vollendet, wie es der Pfarrer V, 76 vorausgesagt:

Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.

Derselbe Hermann, den wir am Anfange des Gedichtes die schönen Hengste bändigen sahen, hier am Schlusse erscheint er, wenn auch nicht in Wirklichkeit, doch im Bilde der Zukunft in voller Rüstung als Vertheidiger von Haus und Herd, als Schützer des ewig heiligen Vaterlandes, dem seine heißesten Segenswünsche gelten. Freilich kann es scheinen, der Dichter trete hier, wie fast im ganzen letzten Gesange, aus seiner epischen Ruhe heraus, allein auch hier gilt es nicht die Darstellung der Leidenschaft in ihrer stürmischen Glut, sondern Hermanns und Dorotheens Seelen entfalten sich in ihrem tiefsten, durch die Verhältnisse aufgeregten Wesen und unsere gespannte Erwartung wird in der glücklichen Verbindung dieser rein enthüllt vor uns liegenden wahlverwandten

*) Uneigentlich heißt es, sie stecke die Ringe nebeneinander.

Naturen auf rührende Weise beruhigt. Auf den prächtigen Schluß des Gedichtes, dessen Ausführung den Dichter lange beschäftigte, durfte er sich mit Recht etwas zu Gute thun. Vgl. oben S. 32 f.

Ueberblicken wir den eben entwickelten Gang der Handlung, so finden wir hier überall ruhige Entfaltung, sinnliche Lebendigkeit und stetige, Glied an Glied naturgemäß anschließende Folge; besonders glücklich weiß der Dichter den Faden der Handlung zu unterbrechen, uns durch schöne Abwechslung zu unterhalten, für die Handlung weniger bedeutende Punkte nach den eigentlichen Entwicklungsknoten einzufügen. Wenn der epische Dichter zu einer weiten Ausführung hinneigt, und deshalb auch selbst das weniger Bedeutende ausführlich beschreibt, so hat dies doch sein nothwendiges Maß, da sonst die Darstellung in unleidliche Breite sich verlieren würde. Auch hier, wie sonst überall, zeigt sich Goethes Mäßigung in schönster Weise. So lesen wir VI, 215, nachdem der Apotheker ein paar Pfeifen Tabak dem Richter gegeben und dieser freundlich den Werth hervorgehoben, den ein guter Tabak für den Reisenden habe:

Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Wie nahe es auch lag, den Apotheker hier über die Vorzüge und den Ursprung seines Knasters sich mit echter Behaglichkeit eines leidenschaftlichen Rauchers verbreiten zu lassen, so begnügte Goethe sich doch mit dieser kurzen Andeutung, da er fürchten mußte, sonst den Ton des Ganzen zu sehr herabzudrücken. Auch das Rauchen selbst dünkte ihm zu unschön, dem sonst so einfach edlen Ton des Ganzen zuwider, als daß er uns seine Personen rauchend dargestellt hätte, obgleich ihm der vom Apotheker mitgeführte gestickte lederne Tabaksbeutel, den dieser am Riemen hervorzieht, ein zu köstlicher Zug des ledernen Philisters schien, als daß er darauf

hätte verzichten sollen. Aehnlich wird das Aufspüren des Apothekers durch den treffend den fünften Gesang abschließenden, kurz bezeichnenden Vers geschildert:

Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

Von derselben Art sind IX, 226. 249 die Andeutungen:

Und den übrigen hatte der Pfarrherr alles erkläret. —
Und es neigte sich gleich mit Segenssprüchen der Nachbar.

Gehen wir zur Darstellung der Charaktere über, so zeigen sich auch hier sinnliche Lebendigkeit und behagliche Ruhe im schönsten Verein. Die Charaktere prägen sich vor allem in ihren Handlungen, dann auch in treffend bezeichnenden Reden, weniger in den Urtheilen anderer aus; die einzelnen Züge sind nicht gehäuft, sondern entwickeln sich in glücklicher Aufeinanderfolge allmählich, und zwar sind es fast nur solche, welche, an sich bedeutend, andere nebensächliche in sich schließen, so daß der Dichter uns nöthigt, neben jenen sogleich diese zu denken, wie wir z. B. nach der ersten verdrießlichen Bemerkung des Apothekers seine trockene Natur von selbst hinzudenken. Gar häufig wirkt der Dichter durch den entschiedenen Gegensatz zwischen den Personen, wie bei dem Pfarrer gegenüber dem Apotheker. Mit besonnener Auswahl sind auch die stehenden Beiwörter zur Zeichnung des Charakters benutzt, da diese sich vor allem der Erinnerung einprägen, doch auch hierin läßt der Dichter meist bezeichnende Abwechslung eintreten und hütet sich vor übermäßigem, abstumpfendem Gebrauch. Der Wirth, der mit einer wohlbehaglich gesprochenen Rede das Gedicht beginnt, wird nacheinander „der treffliche Hauswirth“ und „der gute Vater“ genannt, vom zweiten Gesange ab einfach als „Vater“ bezeichnet. Hermanns Mutter heißt „die kluge, verständige Hausfrau“ (so wird sie zuerst einge-

führt), „die würdige Hausfrau“, „die gute Mutter“, „die verständige Mutter“, „die gute, verständige Mutter“.*) Der Pfarrer erscheint als „der edle (oder „der gute“), verständige Pfarrherr“ oder er heißt „trefflich“, „gut“, „verständig“**), häufig aber fehlt ein bezeichnendes Beiwort. Der Apotheker tritt einmal als „gesprächiger Nachbar“ auf. Den Richter bezeichnen die Beiwörter „würdig“, „ehrwürdig“, „wacker“, „trefflich“. Hermann wird der „treffliche“, „der gute“ oder „der gute, verständige Jüngling“ (vgl. oben dieselben Beiwörter bei der Mutter), einmal, als die Mutter ihn weinend überrascht, „der Jüngling edlen Gefühles“, Dorothea „das gute Mädchen“ genannt*), da es bei ihnen nur darauf ankam, ihr tüchtiges, edles, reines Wesen hervorzuheben; treten ja diese Gestalten so lebhaft vor uns, daß jede nähere Bezeichnung unnöthig wird. Eine weitere Charakterschilderung hat sich der Dichter nur beim ersten Auftreten des Pfarrers (I, 78 ff.) gestattet, wo wir lesen:

---

*) Im vierten Gesange steht 197 mit bewußter Abweichung:

Da antwortete drauf die gute Mutter verständig.

Bei Voß heißt die Pfarrerin jetzt immer „die verständige“ (oder „die gute, verständige) Hausfrau“, aber ursprünglich stand „die alte, verständige Hausfrau“, was Voß erst nach dem Erscheinen unseres Gedichtes änderte.

**) Bei Voß wird der Pfarrer „ehrwürdig“ oder „redlich“ genannt, aber er heißt auch „der redliche Vater“, zuweilen „der Papa“, wie die Pfarrerin „die treffliche“ oder „die Mama“, auch „Mütterchen“.

***) In Hermanns Erzählung seines ersten Zusammentreffens mit ihr heißt sie einfach „das Mädchen“ oder „die Jungfrau“ und in der Anrede „gutes Mädchen“. Der Richter nennt sie bezeichnend abwechselnd „die treffliche“ oder „die schön erwachsene Jungfrau“, „das hochherzige Mädchen“. Vgl. oben S. 86 f. Später als sie zum Brunnen eilt, heißt sie „das herrliche Mädchen“. Voß nennt seine Luise „das blühende“ oder „das rosige“ oder „das rosenwangige Mägdlein“.

Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr*),
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling, näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.

Die vier letzten Verse scheinen uns nicht ursprünglich, sondern später eingefügt; wir glauben nicht glücklich, da sie keinen zur epischen Charaktrisirung des Mannes nöthigen, das Bild ausführenden Zug enthalten. Das ganze Auftreten des Pfarrers ist so bezeichnend, seine salbungsvolle Würde so treffend besonders in seinen Reden ausgeführt, daß wir einer solchen, dazu etwas gar nüchtern gerathenen vorläufigen Anzeige, in welcher besonders die zu sehr an die neuere gelehrte Bildung erinnernde Erwähnung der weltlichen Schriften auffällt, gar nicht bedürfen.

Nicht selten hat der Dichter bei Anführung der Reden im Anführungsverse selbst, nach Homers Vorgang, den Charakter dieser Reden oder die Art, wie sie gesprochen wurden, näher angegeben, wodurch er meist zur lebendigen Auffassung wesentlich beigetragen hat. Von solcher Art sind die Zusätze „bedächtig", „bedenklich", „behende", „geschäftig", „traulich", „ernsthaft", „betroffen", „gerührt", „bedeutend", „heiter und milde", „würdig gesinnt", „bescheiden", „lächelnd", „mit Nachdruck" „mit ernstlichen (oder „traulichen", „freundlichen") Worten", „mit männlichen, klugen Gedanken", „mit ernsten Blicken", „mit froher Gebärde". Die Worte werden zuweilen als „scherzend" oder „zornig" bezeichnet; auch das homerische „die geflügelten Worte"

---

*) Gewöhnlich steht Pfarrer; Pfarrherr ist in dieser längern Bezeichnung wohl nur des Verses wegen nach den beiden Daktylen beibehalten. Die Mutter und Hermann heißen „gut, verständig".

findet sich einmal, aber von einer rasch gesprochenen Rede, während bei Homer „geflügelt" beständiges Beiwort der Worte ist. In anderer Weise steht IX, 60 „mit fliegenden Worten" in der Bedeutung „flüchtig". Zuweilen wird auch die nähere Bestimmung der Art der Rede als Beiwort zur Bezeichnung des Sprechenden gesetzt, wie:

> Was du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling. —
> Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau. —
> Und es sagte darauf gerührt der menschliche Hauswirth. —
> Eilen wir! sprach der verständige Mann.

Auch der Gegensatz wird wohl angedeutet, wie:

> Da versetzte der Sohn bescheiden dem dringenden Vater,

womit man vergleiche:

> Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede.

Besonderer Art ist:

> Aber du zaudertest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest.

Bei den Reden selbst ist sowohl im Ausdruck wie in der Verknüpfung der Sätze der charakteristische Unterschied der Personen glücklich beachtet. Man vergleiche die in fast streng logischer Form fortschreitenden, bestimmt abgemessenen Reden des Pfarrers mit den in abgebrochene Einzelheiten zerfallenden, hin und her fahrenden des Apothekers oder mit den lebhaft rasch sich ergehenden des Wirthes.

Um das persönliche Auftreten der Personen in aller sinnlichen Lebendigkeit vorzuführen, bedient sich der Dichter höchst glücklich des Kunstmittels, sie in einer besonders anschaulich in die Sinne fallenden äußern Umgebung und Lage erscheinen zu lassen, die uns anregt, ihr Bild so gegenständlich zu fassen, daß

wir sie leibhaft vor uns schauen. So sehen wir gleich am Anfange den Wirth zum goldenen Löwen unter dem Thore des Hauses am Markte sitzen, und darauf hören wir wieder, daß er mit seiner Gattin, „das trauliche Paar“, unter dem Thorweg gesessen, „sich über das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergetzend“. Von den beiden Freunden heißt es, sie hätten sich auf die „hölzernen“ Bänke unter dem Thorweg gesetzt, „Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd“. Nicht weniger leibhaft tritt das Bild von Hermanns Mutter uns entgegen, wenn der Dichter erzählt, wie sie „sorgsam brachte des klaren, herrlichen Weines in geschliffener Flasche, auf blankem, zinnernem Runde, mit den grünlichen*) Römern, den echten Bechern des Rheinweins“. Und erblicken wir nicht die ganze edle Gesellschaft vor uns, wenn der Dichter unmittelbar darauf fortfährt:

> Und so sitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten
> Runden, braunen Tisch, er stand auf mächtigen Füßen.

Wer diese Schilderung für „zu niederländisch“ hält, versteht den Dichter nicht, der dieses rheinische, aus seinem Vaterhause genommene Bild uns lebendig vergegenwärtigen wollte. Mit welcher Anschaulichkeit stellt sich uns der Apotheker dar, wenn er den Tabaksbeutel an dem langen Riemen hervorzieht, er noch immer ängstlich im Wagen sitzt, „wie einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet“. Nur sehr selten wird die Person äußerlich

---

) Hier könnte man freilich an „grünlichen“ statt „grünen“ Anstoß nehmen, wozu die Rücksicht auf den Wohllaut des Verses den Dichter gebracht hat, während Hehn a. a. O. S. 189 f. anderes, was keineswegs ungebräuchlich ist, wie „der, die Krankende“, „Sälchen“ „Mütterchen“ (vgl. oben S. 97), mit Unrecht rügt, selbst im heitergeselligen „getrunken!“ (I, 174) „groben vossischen Stil“ wittert! Die Farbe des Kelches der Römer ist leicht grün.

beschrieben, wie wenn der Dichter den Pfarrer als „Jüngling, näher dem Manne“ bezeichnet, oder wenn es VI, 89 heißt:

Lächelnd versetzte darauf der alte, würdige Richter.

Bemerkenswerth ist, wie der Dichter den Richter zuerst allgemein als einen „Alten“ bezeichnet, dann, nachdem er durch seinen Zuspruch den Streit geschlichtet, ihn den „fremden Richter“ nennt, worauf denn der Pfarrer die Vermuthung gegen ihn ausspricht, er sei wohl der Richter der Gemeinde, was dieser schweigend zugibt. Später heißt er auch „Schulze“ oder „Schultheiß“, wie der Pfarrer auch „Prediger“ (nie, wie bei Voß, „Prediger Gottes“), „Geistlicher“ oder „geistlicher Herr“ genannt wird.

Vor allem treten die beiden Hauptpersonen als heroische Gestalten in aller sinnlichen Klarheit uns lebendig entgegen. Beginnen wir mit Hermann, welche hohe, an Homers Helden erinnernde Gestalt hat der Dichter mit den natürlichsten Mitteln aus dem einfachen Wirthssohne zu machen verstanden, der, wie sehr ihn auch der Vater ungewandt, nur zu knechtischen Arbeiten geschickt schelten mag, doch in reiner Größe vor uns steht! Wir erblicken ihn zunächst, wie er zur stolzen Freude des Vaters die Hengste am Kütschchen mit sicherer Gewandtheit bändigt, hören darauf seiner stampfenden Rosse Getön aus der Ferne, dann das Rollen des Kütschchens, das endlich mit gewaltiger Eile rasselnd unter den Thorweg fährt. Und nun tritt ins Zimmer der „wohlgebildete“*) Sohn, ganz munter, mit lebhaften Blicken, der Jüng-

*) Nach dem gangbaren Gebrauche im Sinne von wohlgestaltet, wie weiter unten „die wohlgebildeten Knöchel“, es in Prosa heißt: „Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet“. Goethe hat daneben in Prosa wohlgebaut, wohlgewachsen. Auch Bildung für Gestalt braucht er in unserm Gedichte nach dem Vorgange von Voß. In der italienischen Reise steht so

ling, dessen frühere Ungeschicklichkeit, wie seine einfache Tracht uns seine eigene Erzählung von den Töchtern des Kaufmanns vorführt. Und welch großes, faßt achilleisches Bild bietet uns Hermann, wie er auf der steinernen Bank unter dem Birnbaum, auf den Arm gestützt, voll tiefsten Schmerzes in die weite herrliche Landschaft hinausschaut, wie er darauf am Busen der Mutter sich zärtlich ausweint! Und dann wieder sehen wir ihn den homerischen Heroen gleich die Pferde anschirren, während der Knecht das Kütschchen vorschiebt, wir sehen ihn die Peitsche ergreifen, aufsteigen und rasch dahin fahren. Nicht weniger plastisch, ja noch ausgeführter ist Dorotheens herrliche Erscheinung. Sie tritt uns zuerst in Hermanns Erzählung entgegen, wie sie neben dem von zwei Ochsen gezogenen Leiterwagen mit starken Schritten einhergeht und mit langem Stabe (wie auch bei den Alten; eine Peitsche hätte das ganze Bild entstellt), die Thiere lenkt, wie sie dann zu Hermann herantritt, für die Wöchnerin bittet, beim Abschied herzlich dankend grüßt, später, von Hermann wieder aufgesucht, dessen Gaben der Wöchnerin zu Füßen packt. Welch ein lebensvolles, rein umrissenes Bild des muthig entschlossenen, verständigen, kräftigen Mädchens! Und noch viel anschaulicher tritt die heroische Jungfrau, der, wie Hermann meint, wohl schwerlich eine von den übrigen an Bildung vergleichbar ist, durch die „Zeichen der reinlichen Kleider“ uns entgegen, die der liebende Jüngling den Freunden beschreibt:

> Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
> Schöngeschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an.

„eine gute Bildung“; einmal ist dort statt des früher gebrauchten Gestalt später Bildung gesetzt, auch Wuchs und Bildung verbunden. Homer braucht so neben einander εἶδος, δέμας, φυή.

Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt.
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.

Hier ist die ganze äußere Erscheinung Dorotheens vom Haupte bis zu den Füßen ohne irgend eine Lücke zu lassen, auf das anschaulichste geschildert, und auch so viel Handlung, nach Lessings Forderung, in die Darstellung gebracht, wie immer möglich, da der Dichter eben nicht Dorotheen vor unsern Augen sich ankleiden lassen kann, wie Homer den Agamemnon, die Here und Athene. Wir unterscheiden die scharf von einander abstechenden Farben des rothen Latzes, von dem der Dichter ausgeht, weil er zumeist in das Auge fällt, des schwarzen Mieders, der saubern weißen Hemdkrause, des blauen Rockes; alle diese Kleidungsstücke werden auch sonst noch bezeichnend geschildert, und zugleich dienen sie zur Hervorhebung der von ihnen berührten Körpertheile, des gewölbten Busens, des runden Kinnes, in welches des Kopfes zierliches Eirund ausläuft, der wohlgebildeten Knöchel. Die Gestalt entsteht vor unsern Augen mit sinnlicher Klarheit durch die einfachsten Mittel der Darstellung, und obgleich der Dichter nur die Kleidung zu beschreiben sich vorsetzt, sehen wir sie ganz vor uns vom Kopfe, der sich frei und heiter zeigt, bis herab zu den Knöcheln. Mit schönster Einsicht hat er es vermieden, uns hier die Gesichtszüge seiner Heldin, Mund, Auge*) u. s. w. wie

*) Des „offenen Blickes des schwarzen Auges" gedenkt Hermann weiter unten. Schwarze Augen liebte Goethe vor allen. So gab er solche Werthers Lotten, obgleich die wirkliche Lotte blaue hatte, wogegen Maximiliane Brentano ihn durch ihre schwarzen Augen fesselte, wie auch die großen, schwarzen Augen der Frau von

ein Signalement anzugeben (nicht einmal der Farbe der Haare gedenkt er, wogegen die silbernen Nadeln hervortreten); galt es ja die ganze Gestalt bedeutsam zu schildern, und zwar nach den hervorstechendsten Kennzeichen, so daß uns ein lebhaft sinnliches Bild in der Seele bleibe, was durch die feinere Ausmalung der Gesichtszüge am wenigsten zu erreichen war. Und wie ganz ist diese Art der Schilderung Hermanns Sinne und den Umständen gemäß! Dieselbe Bezeichnung wird weiter unten, wo der Apotheker das wirklich ausgespürte Mädchen dem Pfarrer zeigt, wörtlich in der gangbaren homerischen Weise wiederholt (es ist dies die einzige derartige Wiederholung in unserm Gedicht); nur heißen die beiden letzten Verse dort, da der Dichter Dorotheen nicht, wie früher, gehend, sondern sitzend, in häuslicher Beschäftigung darstellt (dadurch, daß wir sie in zwei verschiedenen Stellungen sehen, prägt sich ihr Bild noch lebhafter ein):

> Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe
> Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Busen
> Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.*)

In dem tiefen Eindruck, welchen Dorotheens Anblick auf den Pfarrer, den „erfahrenen Mann“, macht, tritt uns ihre vollkommene Schönheit wie in einem Spiegelbilde entgegen. Man

---

Stein ihn anzogen. Bei Mignons schwarzen Augen und Haaren schwebte ihm eine schwarzlockige Sorte der Vicentinerinnen vor, die ihm ausnehmend gefallen hatte, wie seine zu Vicenza geschriebenen Briefe bezeugen.

*) Daß sie unter einem Apfelbaume sitzt, wird hier, wo das Bild dadurch nichts gewinnen würde, mit Recht unerwähnt gelassen, wogegen dies später hervortritt, als der Pfarrer dem Richter zur nähern Bezeichnung den Ort angeben muß, wo er sie gesehen. Auch Homer braucht neben dem Stehen das Sitzen bei Beschreibung der Gestalt (Ilias III, 210 f.). Goethe hat dies in ganz eigenthümlicher Weise nacheinander gebraucht.

erinnert sich hierbei unwillkürlich der Verse Homers, wo die trojanischen Greise Helenens Schönheit entzückt preisen. Wie vortrefflich hat Goethe diese auch von Lessing bedeutsam hervorgehobene Stelle in seiner Weise benutzt! Hermann selbst hält sich das Bild der Geliebten in sehnsüchtiger Erinnerung vor, als er zu ihr eilen will, um sein Schicksal zu erfahren:

> Soll ich sie auch zum letztenmal sehn, so will ich noch einmal
> Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen:
> Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
> Einmal noch sehen, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret;
> Will den Mund noch sehn, von dem ein Kuß und das Ja mich
> Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret.

Nicht zufrieden, Dorotheens äußere Gestalt ein paarmal lebhaft uns eingeprägt zu haben, ohne eine todte Schilderung zu geben, stellt der Dichter sie noch in manchen andern, ihr Bild belebenden malerischen Stellungen dar. Wir sehen zuerst in Hermanns Erzählung, wie sie neben dem Wagen als Lenkerin hergeht, später wie „die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens" geschäftig zum Brunnen eilt, einen größern Krug in der einen, einen kleinen in der andern Hand am Henkel tragend, wie sie, von den Kindern umsprungen, das Wasser im Kruge herumreicht, wie sie vor der Wöchnerin niederkniet und die weinende Frau küßt, wie Hermann sie kaum den Umarmungen der Ihrigen entreißt, wie sie beim Herabsteigen auf Hermanns Schultern sich stützt und dieser sie beim Ausgleiten mit seinen Armen aufhält, die Wärme ihres Herzens und den Balsam ihres Athems fühlt: endlich der schöne Wechsel verschiedenartiger Lagen im letzten Gesange, wo sie am großartigsten erscheint, als sie, ihr Bündelchen unter dem Arm, sich rasch zur Thüre bewegt, um dem Hause zu enteilen, das sie

den schlimmsten Verwirrungen aussetze. Wie vortrefflich gedenkt Goethe hier, wo es so ergreifend wirkt, des Bündelchens, dessen bis dahin nur ganz nebensächlich in Dorotheens Bemerkung Erwähnung geschehen war (101):

> Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel, ins Haus ein,

ohne daß der Dichter bei der Ankunft oder vorher beim nächtlichen Gange oder bei Dorotheens Abschied das Bild der hehren Gestalten damit entstellt hätte. Unwillkürlich werden wir hierbei an die herbe Aeußerung des Vaters (II, 185 f.) erinnert:

> Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
> Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam

die vielleicht mit dem folgenden Verse erst später eingeschoben ist. Vgl. oben S. 28. Endlich müssen wir noch zweier Stellen gedenken, wo der Dichter so malerisch schön die schlanke Gestalt des liebenden Paares hervorhebt. Als sie durch das „hohe, wankende" Korn gehen, hören wir, dieses habe die Durchschreitenden „die hohen Gestalten", fast erreicht, und im letzten Gesange heißt es beim Eintritte in das Zimmer, alle seien erstaunt gewesen über die Bildung der Braut, die des Bräutigams Bildung vergleichbar gewesen (eine trefflich gewählte, ihre Zusammengehörigkeit einfach schön hervorhebende Bezeichnung, die uns beide zugleich als Musterbilder reiner Schönheit vor Augen stellt), ja die Thüre habe zu klein geschienen, die hohen Gestalten einzulassen, als sie zusammen die Schwelle betreten. So stehen denn Hermann und Dorothea uns am Schlusse mit einer sinnlichen Lebendigkeit vor Augen, wie sie kaum ein anderer Dichter mit so einfachen Mitteln erreicht hat, so anschaulich zugleich und großartig, daß alle übrigen Gestalten neben ihnen verschwinden.

Zur anschaulichen Belebung der Handlung trägt die sinnliche Vergegenwärtigung von Ort und Zeit ganz besonders bei. Diese kann entweder in einer ausführlichen Schilderung oder in der Darstellung der Handlung selbst oder in einer beiläufigen, ungezwungen sich darbietenden Bemerkung geschehn. Die glückliche Anwendung der beiden letztern Arten ist ein bedeutendes Kunstmittel des epischen Dichters, der alles auf das lebendigste veranschaulichen soll. Beginnen wir mit dem Orte, so finden wir im ganzen Gedichte nur eine einzige eigentliche Beschreibung der Oertlichkeit, die des für die Handlung so bedeutenden Lindenbrunnens, an welchem das liebende Paar zusammentrifft. Der Dichter bedient sich bei dieser Schilderung nicht, wie häufig die alten Epiker*), der gegenwärtigen Zeit, sondern gibt sie in der erzählenden Form, stellt sie in der Vergangenheit dar, wie die Handlung selbst.**) Die einzelnen treffend bezeichnenden Züge sind gerade in der Folge geordnet, in welcher sie demjenigen erscheinen, der sich dem Brunnen nähert: zuerst die erhabenen Linden, dann der weite grüne Anger, ferner die Vertiefung des Brunnens, weiter die Stufen, unten die Bänke, die mit niedriger Mauer eingefaßte Quelle, so daß das Ganze sich vor unsern Augen zu einem lebendigen Bilde gestaltet. Hier dürfte der wildbacher Brunnen bei Wetzlar, wie in Werthers Briefen vom 12., 15. Mai und 6. Juli vorschweben (vgl. S. 121***), wie bei den Linden die beiden Brunnen bei Frankfurt (vgl. S. 115*). So haben hier zwei verschiedene Oertlichkeiten ihm Züge zu seinem Bilde geboten.

Ein unvergleichliches Beispiel, wie der Dichter in der Hand=

*) Vgl. Odyssee III, 293 ff. IV, 844 ff. XIII, 96 ff.

**) Aehnlich Odyssee V, 63 ff. VII, 84 ff. XVII, 208 ff.

lung selbst die Oertlichkeit zu schildern weiß, bietet der Anfang des vierten Gesanges, wo wir den Weg durch den Garten bis zum Birnbaum durchmessen. Bei der Erzählung, wie die Mutter ihren Sohn aufzusuchen geht, glauben wir Ställe und Scheunen, die beiden Höfe*), den bis an die Mauer des Städtchens reichenden Garten mit den fruchtbeladenen gestützten Apfel- und Birnenbäumen, dem kräftig strotzenden Kohl, der Geisblattlaube, dann hinter dem aus der Laube durch die Stadtmauer führenden Pförtchen den trockenen Graben, die Straße, den an dieser sich steiler erhebenden, der Sonne zugekehrten wohlumzäunten Weinberg mit den Tisch- und Weintrauben, den Zwischengang auf unbehauenen Platten nacheinander zu schauen. Nachdem wir noch das vielfach von den Stadtthürmen wiedertönende Echo vernommen, treten wir durch die obere Thüre des Weinberges auf das Feld, wo wir mit der Wirthin über den Fußpfad zwischen ihren mit „goldener Kraft"*) sich bewegenden Kornfeldern schreiten bis zum großen Birnbaum, dessen vortreffliche Schilderung uns einen festen Haltpunkt in der ganzen Gegend bietet.**) Und damit ja das Bild sich fest einpräge, gedenkt Hermann nicht allein der Aussicht, die sich von hier aus auf die herrliche, weit, in

---

*) Doppelt ist hier in freier Weise für beide gebraucht; denn daß beide hintereinander liegende Höfe doppelt, in der Mitte getheilt, gewesen, ist nicht anzunehmen. An der Seite des ersten liegen die Ställe, zwischen beiden die Scheunen.

**) Golden, wie Schiller im eleusischen Fest vom goldenen Wald der Aehren spricht, Goethe (Elegie XII, 6) den Weizen golden nennt. — Kraft, bei Homer bloß umschreibend, hier bezeichnend von den hohen, starken Aehren.

***) Die VIII, 75 f. schön benutzte Bemerkung (IV, 57), daß die Schnitter unter ihm sich des Mahles freuen, erinnert an die zu demselben Zwecke dienende Eiche im homerischen Schild des Achilleus.

fruchtbaren Hügeln sich umherschlingende Landschaft eröffnet, sondern er wirft auch später, wo gerade das darzustellende Gefühl es erfordert, einen Blick nach dem Hause zurück, so daß der früher von der Mutter durchmessene Raum sich noch einmal, aber in umgekehrter Folge, vor uns aufthut (IV, 186—190):

Wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten*),
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter!
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache —.

Diese Oertlichkeit suchte der Dichter besonders lebhaft einzuprägen**), weil später die Liebenden den Weg vom Birnbaum bis zum Hause zurückgehen, wo er die Bekanntschaft mit demselben voraussetzen mußte.***) Wie anschaulich wird hierdurch die Schilderung jenes den wirksamsten Gegensatz zum Gange der Mutter bildenden Heimweges!

Vom geraden Wege zwischen dem Städtchen und dem nahen Dorfe erhalten wir ein nicht weiter ausgeführtes, doch genügendes Bild in der Beschreibung, wie Hermann mit den beiden Freunden zum Lindenbrunnen fährt (V, 145). Auch die Oertlichkeit des Dorfes mit seinen Hecken, Gärten, Scheunen und Häusern, dem Bache, dem Quellwasser und dem Brunnen

---

*) Gärten ist ein seit der zweiten Ausgabe fortgepflanzter Druckfehler. Vgl. VIII, 77.

**) Auch IV, 290 ff. geschieht gelegentlich dieses Weges Erwähnung:

Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin und unsern Weinberg hinunter
Geh' ich näher nach Hause zurück.

***) Der Straße, des Grabens und des obern Pförtchens wird dort mit Absicht nicht gedacht, um nicht durch kleinliche Ausmalung die ergreifende Wirkung der Schilderung zu stören.

tritt uns in der Erzählung selbst deutlich genug vor Augen, ja wir folgen Dorotheen und Hermann durch den Garten, in welchem der Apotheker die erstere vorher durch eine Lücke des Zaunes erspäht hat, bis zur Tenne der Scheune, wo man die Wöchnerin untergebracht.

Im Städtchen selbst, dessen Lage in einem fruchtbaren Thale uns schon die erste Rede des Wirthes verräth, fühlen wir uns gleich heimisch unter dem Thore des am Markt liegenden Gasthauses zum goldenen Löwen; wir sehen auf der andern Seite des bald darauf von zurückkehrenden Männern und Frauen erfüllten Marktes das erneuerte Haus des reichen Kaufmannes, hören auch, daß im Städtchen Fabriken und Gewerbe blühen. Den Thorweg mit seinen hölzernen Bänken verlassen wir, um uns in das kühle Sälchen zurückzuziehen, wo wir uns bald noch heimischer finden. Im zweiten Gesange tritt die Erneuerung des Städtchens nach dem Brande vor zwanzig Jahren bedeutsam hervor: wir sehen das „grüne" gegenüberliegende Haus des reichen Kaufmanns und den Brunnen am Markt, neben dem Standort der Verkäufer (nicht überall ist dieser gerade in der Mitte des Marktes), mit den spielenden Knaben und Mädchen. Noch viel anschaulicher zeigt sich das im Aufschwung begriffene Städtchen im dritten Gesange, wo der Wirth alles, was unter seiner besondern Mitwirkung für dessen Verbesserung und Verschönerung geschehen ist, selbstgefällig hervorhebt, ja nächstens soll es sogar durch eine Chaussee mit der großen Straße verbunden werden. III, 27 ff.:

> Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore
> Und den geweißten Thurm*) und die wohlerneuerte Kirche?

*) Hier ist der Kirchthurm zu verstehn, wie V, 148 unter dem „Thurme des

> Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
> Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen?

Und in demselben Gesange tritt uns nicht allein das prächtige Haus des reichen Kaufmanns auf dem Markte mit den großen Spiegelscheiben und der weißen Stuckatur in grünen Feldern anschaulich entgegen, sondern auch die Apotheke zum Engel mit dem Wahrzeichen des braunen Erzengels, zu dessen Füßen sich der greuliche Drache windet, ja der Apotheker nöthigt uns auch in seinen altfränkisch ausgeschmückten Garten, dessen Grottenwerk er aus Verdruß über den eingerissenen Ungeschmack verfallen läßt.

Wie die Oertlichkeit, so ist auch die Zeit der Handlung, obgleich fast nur in gelegentlichen Aeußerungen, sinnlich klar veranschaulicht. Gleich die erste Rede des Wirths versetzt uns an einen heißen Sommernachmittag: die Schuhe der von den Ausgewanderten zurückkehrenden Städter sind staubig, ihre Gesichter glühen, alle müssen sich den Schweiß abwischen. Sofort vernehmen wir, daß morgen die diesmal reiche Kornernte beginnen soll: das Heu ist schon trocken hereingekommen; seit längerer Zeit war das Wetter beständig schön und der Himmel ist jetzt so hell, daß kein Wölkchen zu sehn, wobei der linde Ostwind liebliche Kühlung weht. Ganz vortrefflich hat der Dichter hier die Zeit gewählt: wir betreten das Städtchen an einem der heitersten Sommernachmittage, unmittelbar vor der reichen Ernte. Welcher Gegensatz zu den unglücklichen Ausgewanderten! Es ist Sonntag (ausdrücklich vernehmen wir dies erst II, 113), das

---

Dorfes". Als Hermann aus der Stadt fährt (V, 145) werden die Mauern und die „reinlichen" (wohl aussehenden, nicht zerfallenen) Thürme erwähnt, natürlich besonders die Mauerthürme. IV, 40f. ist des Echos von den Thürmen gedacht.

ganze Städtchen feiert, die Neugierde hat fast alle Einwohner hinausgetrieben, allmählich sehen wir sie zurückkehren. In einem heiterern Glanze konnte Goethe unmöglich das „reinliche“ Städtchen schildern, wenn wir auch mit von der Hitze leiden. In den folgenden Gesängen, wo die Handlung in ununterbrochener Folge sich ruhig fortspinnt, ist jede Andeutung des Fortschrittes der Stunden als unnöthig vermieden; erst am Ende des siebenten Gesanges erinnert uns daran Hermanns Mahnung, daß der Tag sich neigt, und von hier ab hat der Dichter die Veränderungen am Himmel durchweg genau bezeichnet, ja die Entwicklung des sich trübenden, endlich in einem Gewitter sich entladenden Sommerabends begleitet die immer gespanntere und ängstlichere Handlung in entsprechender Steigerung. Jene Naturerscheinungen sind auf feinste, ungezwungenste Weise der Erzählung eingeflochten. Als Hermann mit Dorotheen das Dorf verlassen hat und beklommenen Herzens neben der gleichfalls tief bewegten Geliebten wandelt, da strahlt die untergehende Sonne nur noch hie und da aus dem dunklen Wolkenschleier; sie wirft eine „ahnungsvolle“, wunderbare Gefühle wach rufende Beleuchtung über das wogende Feld, so daß dunkle Schatten und helle Lichter in der Gegend massenhaft nebeneinander liegen. Und wie Hermann nun der Geliebten, in der eben die Ahnung ihrer Liebe erwacht, sein Schlafzimmer und ihre reichen Besitzungen zeigt, da wetterleuchtet es am Himmel, die dunklen Wolken drohen den Vollmond zu verschlingen, wie die Seelen der Liebenden von ganz eigenen Gefühlen überströmt werden. Als sie darauf durch den Laubgang des Weinbergs hinabsteigen, wo Dorothea ausgleitet und beide ihre sittliche Entsagung kräftig bewähren, da verschwindet der Mond unter den immer zunehmenden Gewitter-

wolken und läßt sie im Dunkel. Die gewaltigste Aufregung in Dorotheens Seele endlich, welche Hermann nicht weniger herzzerschneidend empfindet, begleiten der rollende Donner, der Regenguß und der sausende Sturm, welche der Dichter zugleich auf das trefflichste benutzt hat, um die männliche Entschlossenheit Dorotheens lebhaft anzudeuten.

Dieselbe anschauliche, ruhige Klarheit, wie wir sie bisher gefunden, dieselbe sinnliche Lebendigkeit, welche selbst das Ruhende in fortschreitender Bewegung vorführt, was Lessing als einen besondern Vorzug Homers bezeichnet hatte, zeigt die Darstellung auch im einzelnen durchweg, besonders in den eingefügten Erzählungen und Schilderungen. Man erinnere sich der die Verwirrung der Auswanderer mit lebhaften Farben darstellenden Erzählung des Apothekers, Hermanns gemüthlicher Schilderung der mit der Wöchnerin nachziehenden Dorothea und der vom Dichter selbst im fünften Gesange gegebenen Beschreibung der nothdürftigen Niederlassung des fremden Zuges im wimmelnden Dorfe. Hierbei liegen manche Beobachtungen zu Grunde, welche Goethe auf dem Zuge in die Champagne gemacht hatte, die er aber eben mit seiner lebendigen Auffassung und plastischen Klarheit zu dichterischer Reinheit erhob. Wie unmittelbar treu tritt uns der Gang der Hermann aufsuchenden Mutter vor die Seele, wie einfach natürlich, so zu sagen handgreiflich ist Hermanns Anschirren der Pferde und die Fahrt ohne jede pedantische Anlehnung an Homer geschildert*), wie mächtig wirkt des Dichters

*) V, 140 stand ursprünglich der Siebenfüßler:

An die Wage knüpften sie drauf mit abgemessenen saubern.

Das Beiwort abgemessen trat später an den Anfang des Verses, an die Wage (so heißt das Querholz zur Befestigung der Stränge) ward nach drauf verschoben.

Darstellung der durch die französische Umwälzung veranlaßten Stürme! Dabei nirgendwo leeres Haschen nach Ergreifendem, absichtliches Streben nach Erregung des Gefühls: die Sache selbst tritt in leichter, nicht künstlich ersonnener, sondern natürlich wahrer Beleuchtung uns vor die Seele, mit jener im ganzen Gedichte waltenden ruhigen, das innerste, in der Wirklichkeit von mancher Zufälligkeit verdunkelte Wesen der Dinge rein ausprägenden Klarheit der bildenden Kunst, vor deren Richterstuhl ja Goethe selbst, wie er an Meyer schrieb, sein Gedicht gebracht wissen wollte. Wie einfach der Dichter durch wohlgewählte Züge zu wirken weiß, die das Unnöthige ausscheiden, auf anderes nothwendig hindeuten, es von selbst hervorrufen, zeigt das Gedicht fast auf allen Seiten. Man nehme nur die Erzählung Hermanns:

> Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
> Wöchnerin, schaute nach mir, ich aber sagte dagegen: —
> Und ich löste die Knoten der Schnur und gab ihr den Schlafrock
> Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
> Und sie dankte mit Freuden und rief: —
> Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
> Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.

Wie lebendig wird hier das Bild der Wöchnerin mit wenigen Strichen hervorgehoben, wie sehen wir Hermann deutlich seine Gaben hervorlangen, und wie freuen wir uns der guten, armen Frau! Hier ist überall frisches, natürliches Leben, die Handlung so rein abgeklärt, daß der lebendige Mensch herausblickt. Dabei war es dem Dichter besonders förderlich, daß die Personen und Zustände, die er uns darstellt, von der alles beleckenden Kultur noch nicht entstellt sind, daß es bei ihnen noch natürlicher zu=

geht, die Bildung nicht die rüstige Kraft in den Hintergrund gedrängt hat, was sie gerade zur sinnlichen epischen Darstellung besonders geeignet macht. Hermann, dem „die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket", besorgt selbst Feld und Stall; wir sehen ihn die selbstgepflegten Hengste anschirren und fahren, wenn auch der Knecht den Wagen vorschiebt. Dorothea ist keine weibliche Gefühlsdame, sondern „ein tüchtiges Mädchen, zu der Arbeit geschickt, und nicht von rohem Gemüthe"; wir sehen sie mit starkem Arme die Ochsen treiben, gleich den patriarchalischen Königstöchtern die Krüge zum Brunnen bringen, selbst das Kinderzeug für die Wöchnerin machen, ihr Bündelchen unter dem Arme tragen, wie Alexis in der herrlichen Elegie. Die Handlung ist die einfachste und menschlichste; sie spielt ganz in dem stillen Familienleben, und wenn die französische Umwälzung hineinragt, so erscheint diese nur in ihren Folgen, besonders in der schrecklichen Lage der armen Ausgewanderten, die durch sie gewaltsam dem Naturzustande nahe gebracht sind, wo keiner dem andern dient, alle sich gleich sind, jeder nur für die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse sorgt. Konnten auch nicht alle Beziehungen auf das moderne Kulturleben vermieden werden, welches dem Wesen der epischen Darstellung widerstrebt, da diese den selbstthätigen, sinnlich kräftig hervortretenden Menschen schildert, so hat Goethe diese doch möglichst zu meiden gesucht, wie er z. B. die deutschen Kleinstädter nicht einmal rauchend einführt, wenn er auch gelegentlich des Tabaks erwähnt; wir bleiben selbst mit dem sonntäglichen Wirthshausleben bis zum Kegeln herab verschont, wogegen, um die Wirthschaft nicht ganz unangedeutet zu lassen, der besuchenden Herren und Damen und der Trauben für die Wirthstafel gelegentlich gedacht wird.

Auch in Ausdruck und Sprache zeigt unser Gedicht größte Einfachheit in glücklichem Vereine mit sinnlicher Klarheit und treffender Bezeichnung. Nirgendwo eine Spur vom Aufspüren eines edlen Ausdrucks, überall nur das die Sache sicher herausgreifende Wort. W. von Humboldt sagte von Goethe, er möchte nur die in seinem Geiste lebendigen Bilder, ohne Verlust, ohne das mindeste ihrer Wahrheit aufzuopfern, vor die Phantasie des Hörers stellen, und gern würde er die Worte entbehren, wenn er eine andere Sprache kennte, das auszudrücken, was in seiner Seele lebt. Mit eigenthümlicher Kunst weiß der Dichter an manchen Stellen einen an sich gewöhnlichen Ausdruck durch den Zusammenhang zu heben. Man vergleiche nur „der menschliche Hauswirth“, „die zuverlässige Gattin“, „mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken“, „er sprach zu seiner Verwunderten also“, und die an einfacher Schönheit kaum zu übertreffende Stelle (IX, 222—225):

> Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
> Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
> Wenn sie dem Liebenden sind die langersehnte Versichrung
> Künftigen Glücks im Leben, das*) nun ein unendliches scheinet,

wo fast jedes Wort an seiner Stelle besonders gehoben erscheint. Scheinbar prosaische Verbindungen zeigen sich mehrfach in naiver Eigenthümlichkeit, wie:

> Eben so wenig als sie bis jetzt ihn im Garten gefunden. —
> Früh den Acker und spät und so [eben so] besorgend den Weinberg. —
> Der sich klug mit jedem beträgt und gemäß den Personen.

Nach W. von Humboldts Bemerkung meidet Goethe nicht den

*) Das ist nicht auf Glücks, sondern auf Leben zu beziehen. Das Leben dehnt sich vor dem Geiste der Verbundenen als eine Unendlichkeit aus, da sie ein Ende ihrer Verbindung sich gar nicht denken können.

prosaischen Ausdruck und scheut sich nicht vor dem, was in einer einzelnen Stelle matt genannt werden kann. Aber von wirklicher Mattigkeit und nüchterner Prosa kann hier nicht die Rede sein. Selbst scheinbare Eintönigkeit vermeidet der Dichter nicht, er läßt nach Homers Vorgang denselben Ausdruck, dieselbe Redeweise, wo sie bezeichnend scheint, unbedenklich mehrfach wiederkehren. Wenn im zweiten Gesange vier und im fünften drei unmittelbar hinter einander folgende Reden mit: „Da versetzte" eingeführt werden, so hätte dies freilich vermieden werden sollen; es ist dies wohl bloße Nachlässigkeit. Die unserm Dichter besonders beliebten, echt episch anschließenden Wörter sind da, und, aber, dann, ein nachgesetztes darauf, sogleich, doch fehlt auch zuweilen jede Anknüpfung.

Nur selten bedient sich Goethe hier gewählter Darstellungsmittel der homerischen Sprache. Daß er nur einmal ein Gleichniß an bedeutender Stelle braucht, wurde schon bemerkt. Daneben aber finden sich mehrfach bloß angedeutete Vergleiche, wie wir schon S. 128*) den vom Marmorbilde erwähnten, wie er anderswo den Wirth sagen läßt, der Mensch solle nicht, „wie ein Pilz der Erde entwachsen", welchen aus einem bildlichen Ausdruck hervorgegangenen Vergleich er ganz neu wendet (III, 8 ff.). Noch schöner ist die volksthümliche Redeweise „wie das Auge im Kopf halten, bewahren" (vgl. oben S. 5) I, 178 f. ausgeführt. Vgl. auch oben S. 76. Nur einmal findet sich die homerische Wiederholung des Schlußwortes am Anfange des folgenden Verses, aber da tritt sie auch mit wundervoller Kraft ein (IV, 155 f.):

> Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling und weinte,
> Weinte laut an der Brust der Mutter, und sprach so erweichet.*)

---

*) Homer hat diese Wiederholung in anderer Weise (Ilias XI, 490 f., XIII, 13 f. XVIII, 476 f. XXIII, 15).

Und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. —
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann des herrlichen Baums. —
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten.

Von ähnlicher Art ist die Trennung in den Worten: „So ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet", und in anderer Verbindung in dem Satze: „Die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist." Eigenthümlich wirkt die Voransetzung des Genitivs in den Worten „der häuslichen Freuden ein Jahrstag" (I, 205).

Der ruhige Fluß einer behaglich sich ausbreitenden, nirgends anstoßenden, leicht belebten Sprache zeigt sich im einfach anschaulichen Satzbau, nicht weniger im Rhythmus und Vers; alles fügt sich hier zur Bildung eines in sich einstimmigen, zur sinnlichen Anschauung sprechenden, lieblich Herz, Geist und Ohr erfüllenden, bei aller Einfachheit die erfreulichste Abwechslung darbietenden Ganzen.

In prosodischer Hinsicht glaubte Goethe bloß dem Wortton und dem Ohre folgen zu müssen, nicht dem Lautgewichte. So verkürzt er unbedenklich gegen die spätern Grundsätze von Voß, wo die Noth es fordert und die Wortverbindung es gestattet, bleib, ging, recht, nichts, dies, gebraucht als Trochäen Weinberg, Birnbaum, Wehlaut, Schlafrocks, ausriß, als Daktylen Ueberfluß, Grottenwerk, Kinderzeug, Vaterlands*), ohne Rücksicht auf das folgende nicht unzer-

*) Vischer verdenkt es a. a. O. S. 20 Goethe sogar, daß er IV, 209 lebhaft der als Daktylus gebraucht, weil der Leser und Hörer Beschwerde habe, haft der der Konsonanten wegen als zwei Kürzen zu lesen. Als ob solche Härten nicht durch die Trennung der beiden nicht zusammengehörenden Worte in

trennlich damit verbundene Wort. Mit Voß werden die kurzen End- und Vorsilben, auch der Artikel, nach Bedürfniß lang gebraucht, doch setzte jener den bestimmten Artikel nie in die Hebung des Verses, wogegen Goethe am Anfange des Verses Der Apotheker, Die Apotheke, Der erkorenen Braut, auch Einen Jüngling, Er ernähret sich gestatten zu dürfen glaubte, ja selbst in der Mitte des Verses nach zwei Kürzen, wie IV, 122 scheinen in der Montur, wo der Mon den vierten Fuß bildet. Dagegen vermied er, ein betontes einsilbiges Wort am Anfang einer Zusammensetzung, wenn unmittelbar darauf eine Länge folgt, in die Senkung zu setzen, weil dadurch der Vers einen schwerfälligen Gang erhält, der ruhige Abfluß gestört wird. Goethe hat sich dies nur an elf Stellen gestattet, wie „der leicht hinziehenden Pferde“, „aufs hochherzige Mädchen“; an allen, mit Ausnahme einer einzigen („versetzt' unmuthig der Vater“), geht ein einsilbiges Wort unmittelbar vorher, so daß die betonte Silbe weniger auffällt. Bei ihm finden sich nie Verse, wie sie Voß so häufig hat:

> Vom Buchweizen umblüht, im Gesums' eintragender Bienen. —
> Unruhvoll langsam Mißtön' auflösend in Einklang.

Das bei Voß häufige antworten, das nicht anders in den Vers geht, hat Goethe nur einmal („da antwortete“), wo es freilich mißfällig ist. Durch die Scheu, den stark hervortretenden Wortton in die Senkung zu setzen, sind freilich Goethes

---

der Aussprache abgeschliffen würden, und selbst in der griechischen Sprache ungemein häufig wären! Wenn irgend einer, so wußte Goethe, was sich leicht lesen lasse, aber er verlangte auch, daß der Leser die Kunst des Lesens verstehe. Wir wissen, daß selbst Voß seine als hart gescholtene Uebersetzung Homers 1794 in Weimar so vorlas, daß selbst Wieland diesen Vorwurf zurücknahm.

Verse nicht so vollklingend wie die vossischen geworden, aber weniger cyklopisch, ungezwungener und fließender, worauf es Goethe mit Recht vor allem abgesehen hatte. Nur am Schlusse des Verses hat er sich häufig eines starken Tonfalls bedient, um seine Verse zu heben, wie Bürgergewerb paart, das Humboldt tadelte, herumläuft, dort erst, fiel in seiner gesprächigen Art ein*), Sturm dräut, umherschweift, heranhob, herklang, auch zuweilen im vierten Fuße, wie:

Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam.

Daß an einzelnen Stellen prosodische Härten leicht wegzuschaffen gewesen wären, steht nicht zu leugnen, wie denn einiges, was die erste Ausgabe entstellte, später verbessert wurde, aber nicht durchgehend. So ist zuweilen, wo die letzte Silbe kurz sein muß, „Pfarrherr" in „Pfarrer", „Hinziehn und Herziehn" in „Hin- und Herziehn" verbessert u. a. Humboldt hatte besonders darauf gedrungen, daß die wenigen, im Deutschen vorkommenden schweren Spondeen auch als solche verwendet würden.*) Aber entschieden Unrecht hatte dieser, wenn er Goethe das Gefühl für reinen und vollen Rhythmus absprach; sein Ohr empfand eben das, was der Wohlklang unserer Sprache fordert und ihm, ohne den frischen Fluß zu beeinträchtigen, möglich schien. Mehrfach hatte Goethe statt des Daktylus einen Fuß —◡◡◡ gebraucht, der aber vor dem ersten Drucke überall geändert wurde, mit einziger Ausnahme des oben S. 57* besprochenen Verses II, 186.

---

*) Vischer nahm hier (VI, 252) daran Anstoß, weil auf ein hier sinngemäß ein Accent liege, aber ein hat hier ebenso wenig einen besondern Accent, wie das nicht ungewöhnliche bei nach fiel, und der starke Schluß der zwei einsilbigen Wörter gibt erwünschte Abwechslung.

**) Vgl. meine Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten III, 14 f.

Gehen wir zum Metrischen über, so glaubte Goethe Trochäen häufig als volle Versfüße brauchen zu dürfen. Im fünften Fuße hat er verhältnißmäßig selten den Spondeus, ihn auch zuweilen später weggeschafft. Bei entschiedenem Trochäus, wie in:

Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist,

erlahmt der Vers, hier wohl absichtlich. Ohne Anstoß ist:

Euch des lebendigen Säuglings, der schon so gesund euch anblickt.

Von Cäsuren hat Goethe fast durchgehends die männliche im dritten oder vierten Fuße; die weit seltener eintretende weibliche im dritten Fuße ist nicht anstößig, wenn noch ein Abschnitt nach dem vierten oder die männliche Cäsur im fünften stattfindet, dagegen gehören Verse mit vier oder fünf schließenden amphibrachyschen (⏑–⏑) Wortfüßen zu den schlechtgebildeten. So:

Der Apotheker | zu sprechen | und sagte | beinahe | verdrießlich. —
Jeder | den armen | Verbrecher, | der peinlich | zum Tode | geführt wird. —
Ueber | das Leben | des Menschen | und über | sein ganzes | Geschicke.

Doch ist die Zahl solcher Verse verhältnißmäßig sehr gering, und bei einzelnen findet sich der Mißklang durch Interpunktion oder unmittelbare Anknüpfung des schleppenden Schlusses an den folgenden Vers gemildert, wie beides sich vereinigt in:

Hermann hörte die Worte nur flüchtig: ihm bebten die Glieder
Innen.*)

Durch Verschlingung der Verse untereinander hat der Dichter, nach Homers Vorgang, häufig mit großem Glück, der Rede mehr Abwechslung und Leben gegeben, wie in folgenden Stellen:

Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung. —

*) Soll wohl heißen „bis ins Innere“, so daß er sie innerlich fühlte. Homer fügt so „drinnen“ nur bei Erwähnung des Herzens und des Geistes hinzu.

Verse nicht so vollklingend wie die vossischen geworden, aber weniger cyklopisch, ungezwungener und fließender, worauf es Goethe mit Recht vor allem abgesehen hatte. Nur am Schlusse des Verses hat er sich häufig eines starken Tonfalls bedient, um seine Verse zu heben, wie Bürgergewerb paart, das Humboldt tadelte, herumläuft, dort erst, fiel in seiner gesprächigen Art ein*), Sturm dräut, umherschweift, heranhob, herklang, auch zuweilen im vierten Fuße, wie:

Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam.

Daß an einzelnen Stellen prosodische Härten leicht wegzuschaffen gewesen wären, steht nicht zu leugnen, wie denn einiges, was die erste Ausgabe entstellte, später verbessert wurde, aber nicht durchgehend. So ist zuweilen, wo die letzte Silbe kurz sein muß, „Pfarrherr“ in „Pfarrer“, „Hinziehn und Herziehn“ in „Hin- und Herziehn“ verbessert u. a. Humboldt hatte besonders darauf gedrungen, daß die wenigen, im Deutschen vorkommenden schweren Spondeen auch als solche verwendet würden.*) Aber entschieden Unrecht hatte dieser, wenn er Goethe das Gefühl für reinen und vollen Rhythmus absprach; sein Ohr empfand eben das, was der Wohlklang unserer Sprache fordert und ihm, ohne den frischen Fluß zu beeinträchtigen, möglich schien. Mehrfach hatte Goethe statt des Daktylus einen Fuß —◡◡◡ gebraucht, der aber vor dem ersten Drucke überall geändert wurde, mit einziger Ausnahme des oben S. 57* besprochenen Verses II, 186.

---

*) Vischer nahm hier (VI, 252) daran Anstoß, weil auf ein hier sinngemäß ein Accent liege, aber ein hat hier ebenso wenig einen besondern Accent, wie das nicht ungewöhnliche bei nach fiel, und der starke Schluß der zwei einsilbigen Wörter gibt erwünschte Abwechslung.

**) Vgl. meine Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten III, 14 f.

Gehen wir zum Metrischen über, so glaubte Goethe Trochäen häufig als volle Versfüße brauchen zu dürfen. Im fünften Fuße hat er verhältnißmäßig selten den Spondeus, ihn auch zuweilen später weggeschafft. Bei entschiedenem Trochäus, wie in:

Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist,

erlahmt der Vers, hier wohl absichtlich. Ohne Anstoß ist:

Euch des lebendigen Säuglings, der schon so gesund euch anblickt.

Von Cäsuren hat Goethe fast durchgehends die männliche im dritten oder vierten Fuße; die weit seltener eintretende weibliche im dritten Fuße ist nicht anstößig, wenn noch ein Abschnitt nach dem vierten oder die männliche Cäsur im fünften stattfindet, dagegen gehören Verse mit vier oder fünf schließenden amphibrachyschen (◡—◡) Wortfüßen zu den schlechtgebildeten. So:

Der Apotheker | zu sprechen | und sagte | beinahe | verdrießlich. —
Jeder | den armen | Verbrecher, | der peinlich | zum Tode | geführt wird. —
Ueber | das Leben | des Menschen | und über | sein ganzes | Geschicke.

Doch ist die Zahl solcher Verse verhältnißmäßig sehr gering, und bei einzelnen findet sich der Mißklang durch Interpunktion oder unmittelbare Anknüpfung des schleppenden Schlusses an den folgenden Vers gemildert, wie beides sich vereinigt in:

Hermann hörte die Worte nur flüchtig: ihm bebten die Glieder
Innen.*)

Durch Verschlingung der Verse untereinander hat der Dichter, nach Homers Vorgang, häufig mit großem Glück, der Rede mehr Abwechslung und Leben gegeben, wie in folgenden Stellen:

Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung. —

*) Soll wohl heißen „bis ins Innere", so daß er sie innerlich fühlte. Homer fügt so „drinnen" nur bei Erwähnung des Herzens und des Geistes hinzu.

Er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn. —
Armuth selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig. —
O nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag.

Auf den periodischen Rhythmus hat Goethe, dessen Dichtungen eben auf lautes und dabei gutes Lesen berechnet sind, bedeutenden Werth gelegt, worüber er die Reinheit des Verses zuweilen weniger beachtete, wie schon W. von Humboldt bemerkte.

Wenden wir uns endlich zur äußern Eintheilung des Gedichts, so bildet jeder Gesang für sich einen wohl begränzten Abschnitt der Handlung; nur würde man den vierten, wie es ursprünglich der Fall war, gern mit dem dritten verbunden und den fünften mit Hermanns letzter Rede oder vielmehr mit einem Abschlußverse derselben geschlossen sehn. Jeder Gesang trägt zwei Ueberschriften. Ursprünglich hatte Goethe beabsichtigt, wie die homerischen Rhapsodien einen kurzen den Inhalt bezeichnenden Namen führen, auch seinen einzelnen Büchern und Gesängen einen solchen zu geben, die er in seinem Tagebuch Rubriken nannte. Als er aber das Ganze in neun Gesänge getheilt hatte, entschloß er sich dieser Bezeichnung nach dem Inhalte noch eine andere, von den Namen der neun Musen hergenommene zu geben, wie die neun Bücher von Herodots Geschichtswerk solche statt der Zahlen tragen. Aber dort stehen die Musennamen in der Ordnung, in welcher sie die bekannten Verse des die griechische Götterlehre feststellenden alten Dichters Hesiod nennen. Ganz abweichend davon gab Goethe einzelne

Musennamen den Gesängen, die der Bedeutung derselben in irgend einer Weise zu entsprechen schienen. So trägt den Namen der Muse der Geschichte, der Klio, der sechste, weil er die unseligen Folgen des weltgeschichtlichen Ereignisses der französischen Umwälzung schildert. Erato, die Muse der Liebesdichtung, steht dem folgenden Gesange vor, welcher das liebende Paar am Schlusse zusammenführt, Thalia, die der Komödie, dem dritten mit dem Gespräch zwischen den Bürgern, wo der Apotheker eine köstliche Figur macht, während in dem Gesange der tragischen Muse, der Melpomene, das edle Paar, welches sich seine Liebe nicht zu gestehn wagt, besonders Hermann, einen schweren Kampf besteht. Da es aber ein eigener Zufall wäre, wenn alle Gesänge einen den einzelnen Musennamen entsprechenden Charakter hätten, so mußte der Dichter sich bei manchen helfen, so gut es gehn wollte. Den besonders geliebten vierten Gesang, welcher das herrliche Gespräch zwischen Mutter und Sohn bringt, bestimmte er der Muse des Flötenspiels, deren Name Euterpe sie als die „Wohlerfreuende“ bezeichnet. Der so anspruchslos anhebende erste gehört der epischen Muse, der Kalliope, der „Schönstimmigen“, an, wie der letzte, der mit dem höchsten Glück der Geliebten endet, der „Himmelsmuse“ Urania. Für den zweiten und fünften blieben noch Terpsichore und Polyhymnia übrig, bei denen kaum eine bestimmte Beziehung zu finden sein dürfte. Freilich muß Scherer, nach seiner Aeußerung, die neun Musennamen entsprächen den betreffenden Gesängen, ein solche entdeckt haben; den Nachweis hat er sich erspart. Nach der unserm Dichter eigenen Lust, den aufspürenden Scharfsinn seiner Landsleute zu necken, mochte es ihm wohl Spaß machen, diese über die Bedeutung der Musen als Ueberschriften, welche

nur die Stelle der gewöhnlichen Zahlen 1 bis 9 versehn sollten, sich den Kopf zerbrechen zu lassen.

Weniger räthselhaft waren die zweiten, vom Inhalt hergenommenen Bezeichnungen. Der zweite und siebente, worin im erstern Hermann, im andern Dorothea zuerst persönlich auftritt, verdanken ihnen ihre Ueberschrift, wie der achte von dem Heimgange „Hermann und Dorothea", der vierte vom Gespräche unter dem Birnbaum „Mutter und Sohn" heißt. Auch „Schicksal (der Ausgewanderten) und Antheil (der Bürger des Städtchens)", wie der erste Gesang heißt, „Die Bürger" (der Gesang „Thalia") und „Das Zeitalter" (Klio) erklären sich leicht. Die Bezeichnung des fünften Gesanges „Der Weltbürger" bezieht sich auf den freilich erst am Ende auftretenden Richter, den der Pfarrer mit Josua und Moses vergleicht. Der letzte heißt „Aussicht", was fast eher auf die in dem beginnenden Anruf der Musen ausgesprochene Hoffnung der glücklichen Verbindung des „lieblichen Paares" gehn dürfte als auf die am Schlusse sich eröffnende Aussicht der unerschütterlich gegründeten Verbindung (IX, 300 f.). Kaum ist die in den Schlußworten enthaltene „Aussicht" gemeint:

> Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
> Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens,

eine leider zur Zeit vergeblich gebliebene Hindeutung auf die mannhafte Einigung aller Deutschen als einzigen Hort des vom gallischen Erbfeinde, der die Welt mit seiner Lüge von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit beschwindelt hatte, zerrissenen Vaterlandes. Freilich kann es auffallen, daß eine Ueberschrift sich bloß auf die in den ersten Versen in Aussicht gestellte Verbindung des seltenen Paares beziehen soll, aber auch dies ent-

spricht der Lust des Dichters, den aufspürenden Scharfsinn seiner lieben Deutschen zu necken, denen er, wie er scherzend an Schiller bemerkt, in dem Gedichte selbst einmal so recht ihren Willen gethan. Ein sonderbarer Gedanke war es ja schon an sich, einem deutsches Gemüth und Leben liebevoll darstellenden Gedichte, dessen letzten Gesang die allgemeine, sinnvoll gewandte Anrufung der Musen beginnt, die Namen der griechischen Neun vorzusetzen; aber er wußte, daß die Deutschen alles Wunderliche sich noch wunderlicher zurecht legen, wenn er auch kaum denken konnte, ein deutscher Erklärer werde die Tollheit ausbrüten, jede der neun Musen solle einen ihr zugedachten Gesang singen. Daß er an den doppelten Ueberschriften keinen geringen Spaß fand, dürfte sich aus seiner Aeußerung an Schiller ergeben, die ersten vier Gesänge nähmen sich mit ihren doppelten Inschriften gar artig aus. Doch hatte er es auch bei diesen Ueberschriften auf eine Neckerei abgesehen, die ihm freilich von Mißwollenden so arg verdacht wurde wie die vom Verleger ausgegangene Veranstaltung mehrerer verschiedenen, mit allerlei Kupfern ausgestatteten, ja zum Theil zierlich für den Putztisch ausgestatteten Ausgaben*): Hermann und Dorothea selbst bleibt trotz

*) Der ehemalige deutsche Barde Rhingulph, Gerichtsaktuar Kretschmann, schrieb einem Freunde: „Daß doch Ritter Goethe noch immer, so oft er in die Schranken tritt, die Inschrift „Sonderbar“ auf seinem Schilde führt! Es existiren von diesem Büchelchen [Viewegs Taschenbuch] zweierlei Exemplare, wovon jedes ganz verschiedene Kupfer hat. Wer es ganz haben will, muß schlechterdings zwei Exemplare kaufen; und das ist denn doch ein wenig zu theuer; denn das eine Exemplar in Seide kostet einen halben Louisdor. Es enthält sonst weiter nichts als außer dem Kalender das Poem Hermann und Dorothea, eine Art von bürgerlich epischem Gedichte, ganz in Manier und Stil wie Vossens Luise. Sonderbar und ganz unerklärlich (folglich ganz in Goethes Geist) ist der Einfall, daß er jedem Gesange

der verzückten Vossianer, die sich nichts Höheres als den Pfarrer von Grünau, seine alte verständige Hausfrau und sein rosenwangiges Mägdlein zu denken vermochten, der edelste Kranz, den je ein Dichter um seines Volkes Haupt geschlungen.

---

den Namen einer Muse vorsetzt. Welch ein Spiel würde sein Klub damit treiben, wenn sonst jemand so was gewagt hätte!" So mußte Goethe auch für das seltsame Erscheinen des herrlichen Gedichtes in „mancherlei Gestalten" büßen, weil der Verleger, der damit ein gutes Geschäft machen wollte, es allen Damen und Stutzern in die Hand zu spielen sich angelegen sein ließ! Selbst Freund Knebel schrieb an Böttiger: „Leben wir nicht in glücklichen Zeiten, daß so die ernstesten Werke unserer Muse Toilettenspiele werden!"

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.



Date Due

